Nach dreißig Jahren.

Neue Dorfgeschichten

von

Berthold Auerbach.

Dritter Band.

Stuttgart.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1876.

Zur Uebersetzung autorisirt sind:

für Amerika und England: **Henry Holt & Co.** New-York.
„ Italien: **Tipografia Editrice Lombarda.** Mailand.
„ Russland: **„Europäische Bote“.** M. Stassülewitsch.
„ Holland: **W. J. Thieme & Co.** Zütphen.
„ Dänemark. **Forlagsbureauet** in Kopenhagen.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Dritter Band.

Das Nest an der Bahn.

Schlußkapitel der „Sträflinge.“

1846.

Wenn ihr von der Hauptstadt aus auf der Eisenbahn dahinrollt, an den Feldern vorbei, die sich vor dem schnellen Blicke wie ein Fächer ausbreiten und zusammenlegen; wenn ihr sehet, wie die Pferde auf dem Felde sich bäumen, ungewiß, ob sie jauchzen oder zürnen ihrem Nebenbuhler, dem schnaubenden Dampfroß; wenn ihr sehet, wie der Ackersmann eine Weile die Hacke ruhen läßt, euch nachschaut und dann wieder emsig die Scholle wendet, die ihn festhält; wenn ihr dann immer rascher dahinbrauset und das Dampfroß schrillend jauchzt, dann wendet schnell einen Blick nach jenem Wärterhäuschen am Saume des Waldes. Dort steht ein Mann kerzengerade und hält die zusammengewickelte Fahne; unter dem Hause steht eine Frau und hat ein kleines Kind auf dem Arm, das die Hände hinausstreckt ins Weite. — Grüßt sie! Es ist Jakob und Magdalene, die ihren erstgeborenen Sohn, den Pathen Heisters, auf dem Arm trägt.

Wenn dann die rollenden Wagen vorbeigesaust sind und man hört sie nur noch in der Ferne, die hastig keuchende Welt ist dahin und endlich Stille ringsum, da steckt Jakob die Fahne auf den Pfosten, grüßt sein Weib und lacht mit dem Kinde und arbeitet dann fleißig auf dem Felde.

Das selig stille Glück stirbt nicht aus, es siedelt sich hart neben den unbeugsam eisernen Gleisen der neuen Zeit an.

Erstes Kapitel.

Kennt Ihr's noch? Ja, das ist das Bahnwärterhäuschen von damals, wo Jakob und Magdalena nach schwerem verschuldetem und unverschuldetem Schicksal die erste gemeinsame Heimstätte gefunden.

Wie lang das her ist?

Jakob hat seine eigene Zeitrechnung und er lacht und zeigt dabei noch alle seine gesunden Zähne, wenn er sagt: „Ich habe sechs Monturmäntel auf meinem Posten in Gesundheit verbraucht.“ Und das muß doch Jeder wissen, daß die Bahnverwaltung alle fünf Jahre einen neuen Dienstmantel stellt.

Drei Jahrzehnte ist freilich eine gute Zeit, da gedeiht und verwelkt Manches, eigentlich aber ist hier nur von Gedeihen die Rede, wie natürlich von Gedeihen unter Sturm und Wetter, denn die bleiben nirgends aus, zumal hier, wo man nach Jakobs Erfahrung „von jedem Windstrom, der über die Welt geht, sein Theil bekommt,“ aber ein gesundes Menschengemüth und ein gesunder Baum werden durch Sturm nicht geknickt, sondern — wenn nur erst der Stamm widerstandskräftig ist — noch wurzeltiefer und wurzelfester.

Seitdem wir zuletzt hier waren, sind tausend und aber tausend Bahnzüge an dem Häuschen vorbeigesaust; man könnte die Zahl genau ausfindig machen, denn sie ist im Hauptamt in den Tabellen verzeichnet, aber keine Menschenseele könnte das unzählige Leben fassen, das sich hier hin und her bewegte; die Söhne des Landes sind hier vorbei in den Krieg gezogen, fremd anzuschauende Gefangene glotzten heraus, und verwundete, aber auch jubelnde Sieger sind zurückgekehrt.

Sehen wir uns um!

Auf dem Söller haben die Nelken von damals Luftwurzeln angesetzt und wiegen sich mit ihren blühenden Ranken im leisesten Windhauch. Schon im zweiten Jahr haben sich Schwalben im Hause eingenistet und zwar im Stall, wo die Wandervögel der einsamen Kuh Manches vorzwitschern, worauf sie aber nur mit Brummen und selten mit einem tiefklagenden Schrei antwortet.

Das geschmackvoll gebaute Häuschen hat mit der Zeit einen Schmuck erhalten, den kein Baumeister mit Axt und Hammer herstellen kann; die Rebe hat die Säulen und die Wände übersponnen und man hatte nur zu wehren, daß sie nicht auch die Fenster zudeckt. An der Winterseite des Hauses ist kleingehacktes Holz lothrecht aufgeschichtet, sieht fast aus wie ein Zierrath und hält das Haus von außen warm, bis es von innen wärmt; zwei schöne reichtragende Nußbäume sind hoch gediehen und der Hügel, der damals von Weißtannen bestanden war, ist jetzt ein stattlicher Hopfengarten; vor dem Hause und an der Morgenseite blühen vom ersten Frühling bis zum späten Herbst hellfarbige Blumen.

Und nun erst drin im Hause, da ist volles Leben.

Es ist von einem ganzen Neste zu berichten, von den Alten und von den Jungen, so lange sie im Neste sind, und erst gar als sie in die weite Welt ausflogen.

Vor Allem also Jakob und Magdalena. Sie rufen einander aber nicht bei ihren Namen, sondern er ruft Mutter und sie ruft Vater. Kein Kind hat je anders gehört, und wenn Magdalena zu einem Kinde vom „Vater" spricht, so thut sie das mit einem besonderen Tone der Ehrerbietung; ihre herrschgewaltige und zufahrende Natur ist unterwürfig und mild geworden vor der stetigen stillen Gelassenheit ihres Mannes; Jakob aber weist die Kinder bei ihren Anliegen an die Mutter, er überläßt ihr gern die Bestimmung.

Magdalena hat sich weit mehr verändert als ihr Mann und man sagt, das soll einer Frau viel schwerer werden. Sie war eine tüchtige Natur, aber er war noch etwas mehr, er war eine tiefe Natur, die ihn nach langem bitteren Leid endlich zu ruhigem Gleichgewichte gelangen ließ. Was auch vorkommen mochte, er wußte Alles zum Guten zu deuten. Wenn Magdalena manchmal meinte, er lasse sich von dem und jenem zu viel gefallen, und verstehe sich nicht auf seinen Vortheil, da lächelte er: „Was liegt dran? Rauch und Pfiff ist Alles. Ueber eine Weile sieht und hört man nichts mehr davon. Wir haben unser täglich Brod und wir zwei haben einander, ich begehre nichts weiter von der Welt."

Und diese weise Genügsamkeit, die nur selten in Worten herauskam — denn Jakob war noch immer wort-

karg und sprach mehr mit Kopfnicken und Augenzwinkern — diese Gelassenheit ging endlich auch auf Magdalena über, und Eintracht herrschte in dem Bahnhäuschen Nummer 374.

Die beiden Eheleute sind noch frisch und munter; das Haar Magdalena's hat noch seine Jugendfarbe und das wilde Löckchen schwebt noch immer unbändig mitten auf der Stirne, Jakob aber ist grau geworden und hat dazu noch einen grauen Vollbart; die graubraune Uniform mit den blanken Knöpfen und dem dunkelrothen Kragen steht ihm gut, zumal er sich stramm aufrecht hält. Auffallend ist ein leuchtender Glanz in seinen Augen, der damals, als er noch Knecht im Dorfe war, gar nicht an ihm bemerkt wurde. Wir werden wol erfahren, woher diese Veränderung stammt. Von Gestalt ist er schlank verblieben, während Magdalena sich bedeutend verbreitert hat, sein Blick ist stetig, während ihre Augen noch immer unruhig flimmern. Sie hält sich noch immer sauber und schmuck, und wenn man nicht wüßte, daß sie oft Wochen lang von Niemand als Jakob und den Kindern gesehen wird, könnte man es fast gefallsüchtig nennen. Das ist's aber nicht; hat sie ja einmal ihrer zweiten Tochter Rickele gesagt, die verwahrlost einherging und das mit der Einsamkeit entschuldigte: Man putzt sich nicht wegen Anderer, man hält sich sauber und ordentlich wegen seiner selber. Die Art, wie sie das Halstuch, das Schürzenband knüpft, hat etwas Zierliches, und so lange die Töchter zu Haus waren, kamen sie am Sonntag Morgen immer und baten: Mutter, knüpf mir mein Halstuch, mein

Band, flicht mir den Haarzopf; und sie machte das den Kindern noch schöner als sich selbst.

Ja, die Kinder! Erinnert Ihr Euch, wie damals als wir Magdalena aus dem schnell eilenden Bahnzuge grüßten, sie einen Knaben auf dem Arme hielt? Schon an diesem Knaben wurde viel erlebt.

Doch, wir wollen möglichst ordnungsmäßig berichten.

Zweites Kapitel.

„Alle Neun! Das wäre just das rechte gewesen," sagte Jakob wehmüthig scherzend, denn neun Kinder wurden im Bahnhäuschen Nummer 374 geboren. Allemal Abends zwischen dem Güterzug und dem Pariser Eilzug meldete Jakob das Neugeborene beim Pfarrer an, und er that das immer so geschämig und athmete erst wieder leicht auf, wenn er auf der Freitreppe am Pfarrhaus seine Dienstmütze wieder aufsetzte, und seine Pfeife anzündete. Er vergaß aber auch nie, vom Bäcker Weißbrod mit heim zu nehmen für Magdalena und mürbe Mütschele für die Kinder, die ihnen das Schwesterchen oder Brüderchen mit auf die Welt gebracht. — In den Nächten hätte keine Frau für das Neugeborene besser sorgen können als Jakob. Jedesmal das jüngste Kind war sein liebstes, und bitter war nur das Aufsuchen von Gevattern; wer dazu angesprochen wurde, war zwar bereit, aber hart war's eben doch, daß man stets gefragt wurde, ob denn Mann und Frau keine Verwandten hätten. Magdalena hatte die Antwort bereit gemacht, alle Anverwandten seien nach Amerika ausgewandert. Jakob verstand sich schwer auf diese Nothlüge, aber er mußte sie doch gebrauchen.

Vier Kinder starben, zwei bald nach der Geburt, ein Knabe im Alter von fünf Jahren — die Mutter vergißt den lieben Konrad nie — und ein Mädchen von zwanzig Monaten; es soll aber so gescheit gewesen sein, wie sonst ein Kind von drei Jahren, und Magdalena weiß merkwürdige Aussprüche und Thaten von ihm zu erzählen, ja sie behauptet manchmal, dies Kind wäre noch das bravste und gescheiteste geworden; aber die anderen Kinder, drei Töchter und zwei Söhne sind gut gediehen.

Magdalena hat wohl recht, die Kinder haben nicht viel Unterweisung in Worten bekommen, von ihr selber wohl manchmal, aber vom Vater nie; sie haben indeß vom ersten Athemzuge an Liebe und Fleiß vor sich gesehen und nie ein böses Wort über einen Nebenmenschen gehört.

Nur Einer war aus der Art geschlagen oder vielleicht hatte er etwas von der Art des Großvaters, vom lustigen Frieder. Jakob ließ den Gedanken nie zu Wort kommen, wenn er das dachte, denn er wußte, wie sich Magdalena darüber grämen würde, und Magdalena, die alle Gedanken ihres Mannes errieth, ja sogar solche, die er nicht hatte, war ihm still dankbar für seine Zurückhaltung.

Jakob hatte seine besondere Lust daran, das Kleinste, bis es laufen konnte, so oft als möglich auf dem Arm herum zu tragen, und er pfiff ihm — denn singen konnte er nicht — die alten Weisen, die er vordem als Postillion geblasen; nur an einer schönen Weise möchte er gern vorbeikommen, sie weckt gar

traurige Erinnerungen, aber sie summt immer wie eine verscheuchte Wespe um ihn her, und eine Wespe wird man schließlich am besten los, wenn man sie gewähren läßt, dann sticht sie nicht und fliegt davon. So ließ also Jakob auch die Weise von jener Nacht, da er ins Verbrechen verfallen war, laut werden, und als sie wieder und wieder kam, brachte sie keinen Stachel der Erinnerung mehr mit.

Das älteste Kind, Emil — der Pathe des Advokaten Heister, der den Eltern aufgeholfen hatte — war einer der besten Schüler in der eine halbe Stunde entfernten Dorfschule, und er ward Lehrer seiner Geschwister, ja sein Hauptvergnügen bestand darin, in dem einsamen Bahnhäuschen mit den kleinen Geschwistern Schule zu halten, und was noch seltsamer war, die Eltern selbst gingen bei ihm in die Schule. Jakob schämte sich, zu bekennen, daß er mit Lesen und Schreiben nicht mehr zurecht komme, aber Magdalena trat für sich und Jakob mit dem offenen Bekenntniß heraus; denn sie hoffte auch, daß ihr Mann, besser geschult, später einen höheren Dienst bekomme. Sie sagte Emil, daß vor Zeiten die Schulen nicht so gut gewesen seien wie jetzt, und kurzum, die Eltern lernten von dem ältesten Sohne wieder schreiben und lesen. Magdalena war noch etwas weiter voran als Jakob, aber sie hielt an, um in gleichem Schritt mit ihm zu bleiben.

Wenn die jüngeren Geschwister zu Bette gebracht waren, an den langen Winterabenden saßen die Eltern bei Emil im Unterricht. Emil erhielt sogar Schulgeld,

jede Woche zwei Kreuzer, die er auch haushälterisch zusammen sparte.

Wer aber einen wunden Finger hat, der stößt sich öfter dran; natürlich, wenn er sich an den gesunden stößt, weiß er's nicht. Und eine Wunde wollte bei Jakob nicht heilen, sie brach sogar jetzt auf.

Emil diktirte zusammenhanglose Worte, wie sie in der Fibel standen, aber für die Eltern wurden die Worte zu Erinnerungen.

Emil diktirte: Hag! Henne!

„Stehen die Worte wirklich da neben einander?“ fragte Magdalena; sie sah ihren Mann schwerathmend an, sie gedachte jenes Abends, da sie ihre Henne suchend, Jakob am Schloßhag zuerst ordentlich sprach.

„In der Schule darf man beim Diktando nicht sprechen“ belehrte Emil und es ging weiter gut. Waldhorn! diktirte Emil, und „Waldhorn“ sagte Jakob fröhlich.

Beim Z aber ging's bös. Emil diktirte: Zange. Zuchthaus.

„Steht das da?“ fuhr Jakob auf.

„Ja.“

„Ich hab' genug,“ sagte er aufstehend, und als das Licht gelöscht war, sagte er zu Magdalena:

„Ich mein', wir müßten den Kindern sagen, was mit uns war, bevor sie's von Anderen erfahren.“

„Und ich sag' Nein. Sie verlieren den Respekt, zu weiter hilft es nicht.“

„Du kannst es leichter ertragen, du bist unschuldig, aber ich —“

„Du bist schuldig, ja, daß du dir dein Herz abplagst. Du bist braver als Tausende. Gut Nacht, du mein lieber guter Karl, du darfst mir meinen Jakob nicht weiter plagen, ich leid's nicht. Laß ihn schlafen. Gut Nacht."

Es war still in dem kleinen Häuschen, nur draußen von der Bahnlinie her tönte es wie Aeolsharfen-Ton, denn der Nachtwind spielte seine unfaßlichen Weisen in den ausgespannten Drähten des Telegraphen.

„Du lachst? du schläfst noch nicht?" fragte Magdalena nach geraumer Weile.

„Ja," flüsterte Jakob, „ich will dir's sagen. Mir ist eingefallen, in meiner Heimat war eine Frau, der hat man nachgesagt, sie könne durch Anhauchen eine offene Wunde heilen. Verstehst du mich?"

„Nein, was meinst du damit?"

„Du bist auch so, du kannst's auch. Deine getreuen Worte heilen meine geheime Wunde."

Drittes Kapitel.

Wenn man ein Vogelnest betrachtet, so kann man sich schwer vorstellen, daß da drin so viel Volk bis zur Flugreife gedeihen konnte. Aehnlich ist es, wenn man das Bahnhäuschen Nummer 374 betrachtet. Der Baumeister hat es sehr zierlich hergestellt, und er kann stolz darauf sein, die ganze Bahnreihe entlang bei jedem Häuschen ein neues architektonisches Motiv angebracht zu haben, so daß die ganze Form gut in die Landschaft stimmt. Aber freilich, auf den Raum im Innern ist wenig Bedacht genommen. Als die Kinder kamen, war Magdalena Anfangs ganz verzweifelt, und es ist gut, daß der Baumeister ihre täglichen Verwünschungen nicht hörte; sie ärgerte sich besonders über die bewegliche Treppe, die man von der Stube aus nach den oberen Räumen anlegen mußte, aber wunderlich! je mehr Kinder kamen, um so mehr schien der Platz auszureichen, man huschte eben zusammen, wie die Vögel im Neste. Das aber vergaß und vergab Magdalena dem Baumeister nie, daß er den Stall kaum für eine Ziege ausreichend hergerichtet hatte, und man hatte doch Grasland genug, um eine Kuh zu halten und „Heu fressen sollte der Baumeister

müssen, und dazu noch saures, weil's ihm nicht eingefallen ist, daß man doch auch einen Platz zum Futteraufbewahren braucht.“ So schimpfte Magdalena ins entfernte Oberbauamt hinein.

So oft sie in den Stall kam, sah sie die Kuh wie um Verzeihung bittend an: Ich kann nichts dafür, daß du so eng stehen mußt; ich wünsche nur, daß der Baumeister da einmal acht Tage lang stehen und liegen müßte.

Der Stall war so eng, daß die Kuh sich nicht umdrehen konnte, sondern immer von rückwärts aus demselben gehen mußte.

Man sagt im Sprichwort: man redet wie in eine Kuh hinein. Das machte Magdalena zum Wahrwort, denn wenn sie das erste Grün von den Bahnhalden heimbrachte, konnte sie der Kuh sagen: „Ja, du hast's gut, du kriegst vom jungen Wachsthum, bevor für die Menschen was da ist. Ja, ja, laß dir's schmecken. Ich gunn dir's. Und sei geduldig, das Luftloch ist offen, deine Musikanten, die Schwalben, können jeden Tag kommen.“

Denn im Frühling wurden immer die Luftlöcher im Stall geöffnet und da flogen die Schwalben herein, die oben am Querbalken nisteten.

Wie gesagt, mit dem Gras von der zuständigen Bahnstrecke konnte man eine Kuh gut ernähren. Daneben hatte man ein Viertelmorgen Dienstfeld und einen halben Morgen Pacht von der Eisenbahn. Magdalena wußte jedes Schnitzelchen Ackerland auszunutzen und ihm das abzugewinnen, was die Sonne just an dieser Stelle gern zeitigte.

Jakob dagegen pflanzte Obstbäume, er verstand sogar die Kunst, einen stämmigen Ebereschenbaum mit einer guten Birnensorte zu pfropfen, und hinter dem Zaune, der als Schneeschutz am Bergeinschnitte aufgestellt, pflanzte er Himbeeren; die werden einstmals die Bretter ersetzen und obendrein gute Frucht geben.

„Du pflanzest ja," sagte Magdalena ihm einmal in der ersten Zeit, „wie wenn wir ewig dableiben sollten."

Jakob sah sie groß an und that eine große Rede, die größte vielleicht, die aus seinem Munde gekommen; er sprach sie während er auf dem Boden kniete und gute Walderde um die Wurzel des jungen Kirschbaumes legte, und die Worte, die halb in die Erde gesprochen waren, gingen auch in ein offenes Herz; denn er sagte:

„Frau, du bist doch so gescheit —" das war ein geschickter Anfang, denn die Augen Magdalena's glänzten und sie hörte willig Alles, was nun noch kommen konnte, und er fuhr fort: „wie kann nur so eine Rede aus deinem Munde kommen? Wissen wir denn, wie lang wir überhaupt da sind, ich mein' auf der Welt? Und man schafft und muß schaffen. Ich wünsch mir weiter nichts, als daß wir unser Leben lang hier bleiben, just wie der Baum da, der auch nicht fort mag. Und wenn's doch sein muß, wenn wir an einen andern Ort müssen, so soll der nach uns kommt, rechtschaffene Bäume haben."

Aufschauend sagte er: „O Mutter! Da bin ich unter Gottes freiem Himmel auf Gottes grüner Erde und da muß ich denken: jetzt sitzen so viele Menschen dort im

Strafhaus. Warum muß das sein, daß die Menschen schlecht sind und Andere sie strafen müssen? Ich kann's oft gar nicht glauben, daß ich so frei herumlaufen darf, und besonders der Traum, der ist mein ärgster Feind, der sperrt mich ein und da ist mir's, wie wenn ich plötzlich in einen Eiskeller hinunter fiele und ich erstícke unter den Eisschollen, die über mir knarren und knirschen. Heute Nacht war's wieder so, und wie ich erwache und dich sehe und den blauen Himmel, da hab' ich mir vorgenommen, ich pflanze Bäume, und ich meine, es geht weg von mir, wenn sie wachsen."

Magdalena kam lange nicht zu Wort, sie schaute wie hülfesuchend umher, und eine Goldammer auf einem Erlenbaum half endlich, denn Magdalena sagte mit heiterer Miene:

„Schau den Vogel, da kann man was lernen. Sieh, der Wind kommt von Oben und da sitzt er so, daß ihm der Wind die Federn nicht aufbläst. Verstehst? So müssen wir's auch machen. Nicht immer... Verstehst?"

„Ja, ja. Ist gut."

Magdalena nickte lange still und endlich sagte sie:

„Du hast recht. Ich will mich nicht mehr versündigen, ich bin es sonst nicht werth daß...", sie stockte und schaute innig auf Jakob, dann schloß sie: „ich verdien' es sonst nicht, daß wir so ein Daheim haben."

Viertes Kapitel.

Wer es noch nicht gemerkt hat, dem sei es hiemit gesagt: Magdalena will gern gelobt sein. Sie verdiente es aber auch. Hatte Jakob Bäume gepflanzt, so daß das fremde Haus zur bleibenden Heimat wurde, so erwachte mit Magdalena früh am Morgen Heiterkeit und Arbeitsamkeit, und sie weckte Alle im Hause zu Gleichem.

Sie lobte selber aber auch gern, sie nickte den Pflanzen im Garten und Feld zu, wie wenn sie sagen wollte: Bist ein braver Kopfsalat ... so ist's recht, ihr Erdäpfel! Nur gut wachsen.

Magdalena pflanzte alle Gemüse in ihrem Garten und die Würzkräuter holte sie immer frisch aus der Erde; sie kochte die Speisen, daß sie das Beste waren, was daraus zu bereiten war; sie selber aß sehr wenig, aber es nährte sie, wenn es den Anderen schmeckte; ihre Augen gingen bei Tische unruhig hin und her, und wenn Niemand was sagte, fragte sie geradezu: „Wie ist die Supp? Wie sind die Bohnen?“ Und wenn gelobt war, dann erst aß sie wie gebührlich.

Sie hielt die Kinder an, daß sie für ihre Nahrung auch ordentlich arbeiteten. Sie mußten in Acker

und Garten helfen und bis hinauf zu der lange liegen bleibenden Schneebreite, das Frauenhemd genannt — das aber in der Nähe gar nicht so aussieht — mußten die Kinder Beeren, Kräuter und Pilze im Walde sammeln; diese gehören doch noch denen, die sie sammeln, der Wald aber gehörte dem großmächtigen Eichhofbauer dort oben.

Die Kinder waren willig, denn sie sahen den Fleiß der Mutter, die keine Müdigkeit und kein Ausrasten kannte.

Auf dem Dienstacker waren Kartoffeln gepflanzt, auf dem Pachtacker stand Getreide. In der Ernte spannte Magdalena sich selber ein wie ein Pferd und zog die Garben heim. Möglichst wenig verausgaben, dagegen etwas erwerben und weiterkommen, war ihr steter Bedacht und es gelang ihr. Als im zweiten Jahre Justizrath Heister mit seiner Frau zu Besuch kamen, hatte sie natürlich große Freude und auch große Lobesernte, aber sie genügte sich dessen doch nicht; sie zeigte dem Gastfreunde, wie da in der Nähe ein beträchtliches Stück Waldes abgeholzt war, und bat nun Heister, es zu bewirken, daß die abgeholzte Strecke, die just wie dazu geschaffen sei, ihnen zum Hopfenacker überlassen werde. Es wurde von der Oberbehörde gewährt und Magdalena war jedes Jahr neu glücklich mit der Hopfenernte, die auch für die Kinder ein wahres Fest war.

„Die Leute, die von unserm Hopfen Bier trinken, die müssen lustig sein," sagte sie oft, denn sie dachte gern in die Welt hinaus und in die Folgerung der

Dinge. Dadurch war sie gesprächsam, wenn auch gar nichts vorging, und wenn Niemand entgegnete, so gab sie sich selber Red und Antwort.

Daneben verging aber auch kaum ein Tag, an dem sie nicht das Glück pries, daß man hier so ruhig und gedeihlich und vor Allem so allein leben konnte. Jakob nickte einverständlich, aber er hatte es nicht gern; er hielt das Leben des ständigen Gescheuches gar nicht werth, und er meinte auch, es sei nicht gut, wenn man Alles beruft. Nicht daß er Aberglauben hatte. Weit entfernt! Wer an der Eisenbahn angestellt ist, wie kann der abergläubisch sein? Aber das ist doch richtig, wenn man so viel Rühmens macht und Alles vor sich selber auslegt und ausdenkt, daß es auch anders sein könnte, da macht man dem Unglück eine Thür auf. Jakob weiß Beispiele genug davon zu erzählen und Magdalena, die für Alles einen Grund weiß, weiß auch solche für die Einsprache des Gegners, zumal wenn der Gegner Jakob ist. „Du hast auch wieder recht,“ sagte sie, „ja so ist's. Wenn man allfort so an Anderes denkt, da sieht man nicht, was gerade vor Einem auf dem Boden ist, und man stolpert und fällt.“

„Du hast nicht umsonst bei einem Advokaten gedient,“ sagte Jakob, aber nicht laut, denn er gönnt seiner Frau gern das letzte Wort, und das soll, wie man sagt, sehr ersprießlich sein für eine gute Ehe. Ueberdieß nimmt er Magdalena gern ab, was sie zu reden hat; zu wem soll sie's denn sonst hergeben? Nur in Einem konnte er seine Ungeduld kaum be=

meistern. Es war für Magdalena wie ein süßer Nachschmack, vom Hause Heisters und den Gastereien zu erzählen: wie sie zweimal in ihrer Küchenschürze an die Tafel habe kommen müssen, und die Gäste — es waren siebenundzwanzig, die Männer in weißen Cravatten, die Frauen im bloßen Hals bis weit hinunter — Alle haben sie gelobt. Sie konnte dann alle Speisen aufzählen, was sie dran gethan und wie sie dem Sieden und Dampfen abgewartet.

Sie ist halt ein Weib — dachte Jakob bei solchen Erinnerungen, und ein Weib putzt sich gern auf, und sei es auch mit alten vertrockneten Ehren. Ich kann Gott danken, daß sie nur diese Mucken im Kopf hat.

Magdalena hatte aber auch nicht lange zu forschen, die Mucken ihres Mannes kennen zu lernen, obgleich sie so wenig laut gaben wie ihr Besitzer.

In den ersten Jahren bekam Jakob jedesmal beim Uebergang des Winters in den Frühling einen schlimmen Husten, und die Nachbarin vom Bahnhäuschen Numero 373 sagte Magdalena, es sei eine Sünde von einem Manne mit solcher Anlage zu heirathen, und verlassene Frau und Kinder in die Welt hineinzusetzen, und Jakob habe noch dazu selber bekannt, er werde nicht älter als dreiunddreißig Jahre, seine Mutter sei auch so gestorben.

Magdalena ging zornig und bitter heim, aber vor dem Hause hielt sie an und sagte sich: Nein, jetzt nicht noch ärgern.

Sie machte ihrem Mann keinen Vorwurf, daß er statt zu ihr zu Anderen gesprochen; sie lockte es ihm

behutsam heraus, daß er ihr seine Ahnungen und Beispiele erzählte, und sie lachte nicht darüber und suchte ihn nicht zu bekehren, denn sie wußte, wie leicht er verscheucht ist.

Im dritten Jahre zur Fastnachtszeit gab's auch auf unserm Bahnhäuschen eine Maskerade. Jakob war krank, aber man meldete nichts davon der Oberbehörde. Jakob war noch erst auf Widerruf angestellt und fürchtete, seinen Posten zu verlieren, wenn er schon so früh sich krank melden müsse. Hatte er ja ohnedieß einen schweren Stand, da er nur auf Heisters Betrieb und nach verkürzter Probezeit in den Dienst eingerückt war. Denn auch hier fehlt bereits die Stufenleiter des Beamtenthums nicht; erst nach wohlbemessener Zeit als Hülfsarbeiter und Anwärter rückt man zum festen Dienst auf.

Magdalena machte den Zaghaftigkeiten ihres Mannes rasch ein Ende, sie steckte sich in die Dienstkleider ihres Mannes, beging die Bahn und hielt in strammer Haltung die Fahne beim Durchgang des Zuges. Der Nachbar oben und der Nachbar unten bewahrten festes Schweigen, just nicht aus Gutmüthigkeit, aber man kann ja nicht wissen, wie man auch einmal etwas zu verschweigen hat. Wenn Magdalena hochgeröthet heimkam, war Jakob immer neu glücklich über die Lustigkeit und Entschlossenheit seiner Frau. Jakob glaubte von Nichts in der Welt Böses, aber den Nordwind, den hielt er für tückisch, der hatte es gerade auf ihn abgesehen, denn er trug den Schnee von den Feldgebreiten und vom Berge herab just auf seinen Straßenübergang, und Magdalena mußte ihren Mann immer

besonders versichern, daß sie dort den Schnee sauber weggekehrt habe.

In den ruhigen Tagen des Daheimseins ließ auch Jakob viel von seinen Gedanken laut werden, die sich in den Jahren der Einzelhaft in seiner Seele angesammelt hatten. Er konnte es nur in Bruchstücken dargeben, aber das verständnißvolle Zuhören Magdalena's und manchmal auch ein nachhelfendes Wort machte Alles klar. Das Auge Magdalena's wurde feucht, als er erzählte, wie schwer es ihm geworden, wieder ins Leben einzutreten, und wie er erst da gespürt habe, daß er noch einmal fröhlich sein könne, als er vom Hause Heisters hinweg zu den Pferden des Adlerwirths in den Stall gekommen war.

„Ich möcht nur wieder auf einem Gaul sitzen und wieder Waldhorn blasen," sagte er und seine Augen strahlten, dann erzählte er von den lustigen Tagen, da er Postillion gewesen, und die böse Zeit, die zwischen damals und jetzt lag, war vergessen. Und jetzt, da er so Vieles und nun gar diesen Wunsch von der Seele hatte, schien sich seine Brust zu erleichtern, er wurde ohne ärztliche Hülfe wieder ganz gesund und Magdalena war besonders glücklich, daß das Kind, das nach der Dienstmaskerade zur Welt kam, am Leben und gesund blieb, und dieses Kind war Albrecht, von dem noch viel zu erzählen ist.

Jakob gestand es nicht ein, aber es ist doch nicht zu leugnen, er hatte noch seine besondere Lust an Albrecht. Emil ist viel begabter, das ist keine Frage, er ist der erste in der Schule, aber Albrecht ist so geschickt und gar nie

überlästig, und dazu hat er vom Vater das Musiktalent geerbt, er pfeift wie eine Schwarzamsel und wie eine Lerche, und er kann auf einem Lindenblatt Trompetenstückchen blasen, daß man meint, er habe das feinste Instrument. Alle Tänze, die er auf der Kirchweih gehört, hat er im Kopf behalten, es fehlt kein Ton, und die Mutter hat ihn auch noch viele Liederweisen gelehrt. Dazu war Albrecht, der jeden Baum hinaufkletterte und mit den Hasen um die Wette sprang, gar nicht überlästig; wo man ihn hinsetzte, da blieb er sicher, sei es draußen im Freien oder drin im Postenhäuschen am Ueberweg, da wo der Feldweg über die Bahn geht und man bei jedem Zug hüben und drüben mit dem Schlagbaum die Bahn zu sperren hat. Jakob nannte das Postenhäuschen dort seine Einsiedelei, und es hatte allerdings nur Raum für einen Menschen, war noch ein zweiter da, mußte man ihn auf den Schoos nehmen, und Albrecht saß da oft und gern auf dem Schoos des Vaters, der ihm auch einmal erzählte, daß er die zwei Rosenbäumchen rechts und links von der Einsiedelei am Tage nach der Geburt Albrechts gepflanzt habe.

Jakob hatte sich keinen Vorwurf zu machen, daß er Emil hintan setzte, für diesen ist es besser, er sitzt hinter seinen Büchern; er ist immer so unruhig und hat so viel zu fragen, was der Vater leider nicht beantworten kann, denn woher soll Jakob wissen, mit welchem Stoff man die Gläser an der Signallaterne so gefärbt hat', daß dasselbe Licht da roth und da grün durchscheint. Und doppelt beschämend war es, daß der

Vater, der doch Postillion gewesen und Bahnwärter geworden, keine Antwort zu geben wußte, als Emil ihn fragte, wie man Pferdekraft messe.

Albrecht war fügsam und ließ sich von Emil beherrschen, der schon von früh an gern über Andere regierte.

Albrecht vollführte schon in seinem sechsten Jahre zwei ungewöhnliche Thaten; für die eine wurde er bestraft; von der anderen dagegen behielt er für Lebenszeit ein Denkzeichen.

Eines Tages hörte man ihn jauchzen von der Locomotive des Güterzuges, er hatte sich, da sie angehalten hatte, hinaufgeschwungen und fuhr nun jubelnd am Elternhause vorbei. Magdalena schalt über die Keckheit des Knaben, im Geheimen jedoch war sie stolz auf seinen Muth, Jakob aber sagte gar nichts, nur als Albrecht heimkam, bestrafte er ihn tüchtig und sagte: „Du wirst dran denken und es nicht mehr thun."

Bei der andern That aber schrie Albrecht entsetzlich und blutete über das ganze Gesicht.

Die Herbsthühner waren der besondere Stolz der Mutter, sie legten noch Eier, wenn die anderen schon lange damit aufhörten, und eine goldgelbe Henne war die fleißigste. Albrecht war hinter dem Hause, als ein Habicht herabstieß und die Goldgelbe erfaßte; kühn stürzte sich Albrecht auf den Habicht los, rang mit ihm und entwand ihm seinen Raub; aber der schlimme Vogel hatte nach ihm gehackt und ihm auf der linken Stirne eine Wunde beigebracht und ihm die Braue

zerrissen. „Es thut nichts! Es thut nichts, Mutter!“ tröstete er, als sie ihm die Wunde abwusch. Als Jakob bei der Heimkehr das Ereigniß erfuhr, sagte er: „Mutter! Jetzt hab nur keinen Aberglauben, als ob das was zu bedeuten hätte.“

Sie lächelte, denn sie wußte, er suchte sich damit nur seinen eigenen Aberglauben auszureden. Sie erschrak aber über Emil und jagte ihn aus der Stube, da er gesagt hatte: „Wenn der Albrecht einmal was thut, hat man ein Kennzeichen in seinem Steckbrief.“

Woher hat nur Emil solche Gedanken?

Emil aber war bös auf den jüngeren Bruder, weil er ihn verrathen hatte. Einem Reisenden war das roth eingebundene Bädeker’sche Reisebuch entfallen. Emil hatte es versteckt und las heimlich darin; der jüngere Bruder aber verrieth den Fund, und Emil mußte nach strenger Zurechtweisung des Vaters das Buch dem Bahnmeister bringen.

Er wurde indeß bald dem Elternhause entfremdet, denn auf Zureden des Pfarrers und Dorflehrers ging er täglich zum Unterrichte nach der Erziehungsanstalt, die eine Stunde entfernt am jenseitigen Bergesabhang in einem alten Kloster eingerichtet war. Der höhere Unterricht erweckte in ihm schon früh einen gewissen Hochmuth. Er hielt es aber kaum der Mühe werth, daheim sein besseres Wissen kund zu geben, und bei der Feldarbeit zu helfen war er zu stolz. Man hatte keinen Pflug, und die Aecker wurden mit dem Spaten bearbeitet. Man hatte keine leichteren für die Kinder und es war ein Stolz, schon früh den Spaten hand-

haben zu können. Es war zum Verwundern, daß Albrecht schon im achten Jahre helfen konnte wie ein Mann.

Auch in den Ruhestunden brachte er dem Vater viel Erquickliches, und ein Tag ist unvergessen.

„Vater! Ich hab' die Raben gern," sagte Albrecht eines Tages.

„So? Was ist denn da dran gern zu haben?"

„Sie sind dem Habicht, dem Hühnerdieb, aufsässig. Sieh doch, sieh doch! Wie jetzt einer ihn rauft. Ich hab' schon oft zugesehen, wie sie's machen."

Jakob schaute auf und sah wie ein Rabe hoch in den Lüften einen Habicht verfolgte, und Albrecht fuhr fort:

„Jetzt guck, der Rab' fliegt oben her und hackt: Habicht! Fang' mich wenn du kannst. Jetzt taucht er unter, ein paar Schuh unter den Habicht, der kann mit seinen Flügeln ihm nicht gleich nach. — Jetzt kommt er wieder und hackt, er vertreibt ihn. Der Habicht ist freilich stärker, aber in den Lüften hilft ihm das nichts; er hat einen krummen Schnabel und muß ausholen zum Hacken, der Rab' hat einen geraden, der kann immer stechen. Schau, der Rab' hat gewonnen, der Habicht muß hinüber ins Thal und jetzt fliegen sie auseinander. Gut Nacht Rab'!"

„Du bist grad wie dein' Mutter, die hat auch gern ein Aug' auf Alles was fliegt," sagte Jakob, er hatte ein Gefühl, daß diese scharfe Beobachtung dem Knaben einmal im Leben nützlich sein könne.

Fünftes Kapitel.

„Es ist ein Glück, daß man Einem nicht ansieht, was man Alles schon erlebt hat," sagte oftmals die lustige, aber auch listige Nachbarin thalab von 373 und sie that, als ob sie die Vergangenheit von Jakob und Magdalena kenne und nur bescheiden darüber schweige.

„Dem Herrn sei Dank und Preis, daß er gnädig ansieht, was in unserm innersten Herzen vorgeht," sagte die gottselige Nachbarin thalauf von 375.

Magdalena hatte Angst vor Beiden, nicht eigentlich für sich, sondern für Jakob, weil sie besorgte, er möchte sich von den listigen Reden der einen und den salbungsvollen der andern verleiten lassen, von seiner Vergangenheit zu erzählen. Sie warnte ihn und er mußte ihr heilig versprechen, sich mit keinem Laut zu verrathen. Er versprach's und hielt's. Schweigen war ihm leicht, noch von der Einzelhaft her. Magdalena aber sprach gern und mit Nachdruck; sie war nicht falsch, aber sie konnte doch den Menschen zu Gefallen reden und das Gute, das sie zu sagen hatte, schön aufputzen.

Magdalena hatte aber auch noch eine geschickte Kriegsregel angewendet, denn sie heftete den beiden

Nachbarinnen heimlich Unnamen an, die von unten hieß Essig und die von oben Oel.

Es steht kein Haus so einsam, es hat seine nähere oder entferntere Nachbarschaft. Und nun gar die Bahnwärterhäuschen, die stehen wie ein gekoppelter Zug, nur festgerammt; sie haben äußerlich etwas Uniformes, aber in jeder Uniform steckt doch auch ein besonderer Mensch.

Numero 374, das Haus Jakobs und Magdalena's steht zahlenmäßig zwischen 373 unten und 375 oben. Die Männer begegnen einander täglich mehrmals beim Begehen des Bahndammes, wie Pflicht und Schuldigkeit verlangt; die Frauen aber sind meistens zu Haus, haben einander in der Entfernung aber doch im Auge. Frau 373 kann sogar von ihrem nördlichen Giebelfenster aus bis hieher sehen und sie thut das bisweilen; Frau 375 haust aber da, wo die Curve endet, jenseits der Biegung um den Berg, sie könnte nicht hieher sehen, sie hätte aber auch keine Lust dazu, denn sie hat Tag und Nacht mit ihrem Innern zu thun.

Frau 373 heißt mit ihrem ehrlichen Namen Frau Süß, und da war leicht Essig draus zu machen. Ihr Mann war vordem Unteroffizier gewesen und sie Kammermädchen bei der Frau Oberst. Frau Süß war eigentlich keine böse Frau, denn kann man das bös nennen, wenn eine Frau weiß und alle Welt wissen läßt, daß sie die schönste und geschickteste und allein Ansehen verdient, und alle anderen Frauen sind häßlich, tölpisch und kaum eines Blickes werth?

Frau 375 heißt mit ihrem ehrlichen Namen Maier, aber da man einmal Essig hatte, war nicht schwer Oel dazu zu finden, und diese Frau hat auch was Oeliges. Sie ist die Tochter des Kanzleidieners im Consistorium und befleißigt sich einer salbungsvollen Frömmigkeit, der sogar der glaubensvolle Pfarrer des Dorfes nicht genügt, hat aber leider selten Zeit, sich bei den Betstündlern des Städtchens einzufinden. Ihr Mann war als Schaffner bei der Entgleisung eines Zuges verunglückt und hinkt seitdem; er hatte sich früher nicht viel mit der Religion zu schaffen gemacht, aber jetzt ist er mit seiner Frau einverstanden, nur fehlt ihm ihr Bekehrungseifer, er liest gern die Missionsblätter und giebt alljährlich einen Beitrag zur Bekehrung der Wilden und Heiden.

Frau Essig hatte sehr viel Scharfblick für alle Menschen, nur eine Person war ausgenommen, und das war sie selbst. Frau Oel dagegen hatte in Lob und Tadel für Andere etwas Kindliches, sie gestand gern, sie kenne die Menschen nicht, aber einen kenne sie genau und mit dem sei sie sehr unzufrieden, und das war sie selbst.

Magdalena war auf die beiden Nachbarinnen erbost, denn sie hatten das Aergste gethan, sie hatten Magdalena verleitet, dumm zu sein und obendrein noch zu lügen.

Wenn nach dem Apfelbiß Mutter Eva noch einmal der Schlange begegnet wäre, wer weiß, was sie ihr gesagt und angethan hätte, der Verlockerin, der falschen Freundin, die an Allem schuld ist.

Als Magdalena nämlich die ersten Nachbarbesuche

machte, konnte sie sich nicht enthalten, mit Frau Essig über die Freuden der Hauptstadt zu sprechen. — Militär und Civil waren schon damals nicht so geschieden, daß nicht wenigstens die Dienstboten beider Sphären mancherlei Beziehungen zu einander hatten. Es stellte sich heraus, daß Magdalena und Frau Essig mehrmals auf demselben Boden getanzt hatten. Als nun Magdalena gefragt wurde, warum sie denn ihren Platz und die Hauptstadt verlassen habe, wurde sie flammroth und wußte kein Wort zu erwidern. Frau Essig lächelte einverständlich und flüsterte, daß die Justizräthin gewiß eifersüchtig gewesen sei, und Magdalena, was that sie? Sie schwieg dazu und suchte das Gespräch auf einen andern Gegenstand zu lenken. Auf dem Heimwege machte sie sich die bittersten Vorwürfe, daß sie den edlen Mann und die gute Frau so falsch vor den Augen Fremder erscheinen ließ. Sie beruhigte sich endlich damit, daß es den herrlichen Menschen freilich gleichgültig sein könne, was so eine Frau da draußen von ihnen denkt und nun gar so eine schlechte; denn schlecht ist sie, sie hat das beste Herz verführt, zu einer Verleumdung still zu sein.

Magdalena haßte die Frau Essig und sie haßte sie immer mehr, weil sie sich vor ihr fürchtete und schön gegen sie thun und sich gut Freund stellen mußte.

Die schlimme Erfahrung wollte sie zur Lehre nehmen, um bei Frau Oel wenigstens gescheiter zu sein. Sie wurde hier mit liebreichen Segenswünschen empfangen, die Beziehung zum Hause des Justizraths Heister war hier schon bekannt, aber offenbar noch nichts von

dem traurigen Ereignisse. Frau Oel lobte Heister und dessen Frau, so weit eben Menschen Lob verdienen, die das einzige Heil nicht kennen wollen. Wäre das anders, so hätten sie auch nicht solches erleben müssen, wie damals an dem Dienstmädchen. Die Amtswohnung des Vaters Kanzleidiener war gerade gegenüber vom Hause des Justizraths Heister, und Frau Oel erzählte, wie entsetzlich es gewesen sei, als eines Tages das Dienstmädchen von drüben in Begleitung eines Polizeidieners über die Straße geführt wurde, denn es hatte gestohlen. Frau Oel setzte hinzu, sie habe für die arme Verlorene gebetet, und sie hoffe, das Gebet sei von Gott erhört worden.

Sie erzählte das Alles mit großer Ruhe und nicht ohne Selbstzufriedenheit. Magdalena hatte Kraft genug, ihre Mienen zu beherrschen und unbewegt dreinzuschauen. Sie blieb länger als sie beabsichtigt hatte, um noch recht unbefangen von allerlei Anderem zu reden und sich Unterweisungen geben zu lassen über den hierländischen Brauch.

Es war zu verwundern, daß die ersten Anläufe, die so gefahrdrohend waren, nicht weiter führten. Wie sollte es werden, wenn die Beiden in der Hauptstadt nachforschten?

Es geschah wol nicht, denn Magdalena wurde oben und unten mit allen Ehren empfangen, so oft sie zu Besuch kam, was aber so selten als möglich geschah. Sie hatte Selbstbeherrschung genug, Jakob nichts von den Aengsten zu erzählen, die sie ausgestanden hatte; er war ohnedies schon selbstquälerisch genug.

In den ersten Jahren kämpften Essig und Oel um die Herrschaft über Magdalena. Frau Essig hatte mehr Zeit, sich um Andere zu kümmern, denn sie hatte nur ein einziges Kind; Frau Oel hatte daheim genug zu thun, nicht nur mit sich und ihren religiösen Anliegen, sie hatte auch ein halb Dutzend Kinder.

Frau Essig hatte bei Albrecht, dem zweiten Sohne, Gevatter gestanden; Frau Oel war Gevatterin der ältesten Tochter, die auch Magdalena hieß, aber nur Lena gerufen wurde.

Es gelang keiner der beiden Nachbarinnen die Herrschaft über Magdalena zu gewinnen, oder gar sie zur Darlegung ihres Lebens zu bringen. Frau Essig versuchte es mit Selbstbekenntnissen, sie klagte, daß sie ein Leben, wie sie es jetzt führen müsse, nicht gehofft und nicht verdient habe, und ihr Mann lache sie dazu noch aus, wenn sie klage und ihn ermahne, eine höhere Stelle zu erringen.

Magdalena erwiderte leichthin, Eheleute müßten eben Geduld mit einander haben.

Frau Süß schien das nicht zu hören, denn sie sagte: „Ja, hätte mich mein Vater zum Theater gehen lassen, ich führe jetzt im Eisenbahnwagen erster Klasse da vorüber und hätte meine Kammerjungfer bei mir.“

Für Frau Süß waren die Vorüberfahrenden Gegenstand des Neides, und sie sagte, sie meine es im Spaß, es war aber Ernst — sie wünschte, daß wenigstens im Winter einmal ein Unglück geschehe oder doch ein Zug stecken bleibe, dann pflegte sie die Verwundeten und käme aus dem Elend hier heraus.

„Haben Sie nicht auch schon solches gedacht?“ fragte sie:

„Nein, für mich sind die Züge eine richtig gehende Uhr.“

Diese einfältige Zufriedenheit verdroß Frau Süß und sie wollte Magdalena wenigstens neidisch machen.

„Haben Sie sich nicht schon gewundert, daß ich Unsere Eisenbahn sage?“

„Ich sag' ja auch so.“

„Ja, aber ich hab' noch ein besonderes Recht, so zu sagen.“

Sie zeigte nun ihren geheimen Schatz, sie hatte ein Prämienantheil der Eisenbahn und sie klagte nur, wie sie sich jetzt schon über ihren Mann ärgere für den Fall, daß sie das große Loos gewinne; mit ihrem Manne sei nichts anzufangen, der bleibe ein stockiger Feldwebel, der seinen schlechten Taback raucht und weiter nichts von der Welt will und weiß.

Auch hierauf dankte Magdalena nicht mit Klagen über ihren Mann.

Frau Oel sagte, es sei noch gut, wenn ein Mann einen äußeren Fehler habe, den man sehe, aber man müsse auch mit innern unfaßbaren Geduld haben. Magdalena ließ sich auch damit nicht födern. Sie lachte innerlich die Beiden aus, diese aber hofften doch noch eine Herrschaft, die Eine wartete geduldig, die Andere wartete ungeduldig bis einmal etwas käme, das die Entscheidung bringt.

Sie schien endlich sich einzustellen, denn Justizrath Heister und seine Frau kamen zu Besuch.

Sechstes Kapitel.

Die Verbindung zwischen dem eine halbe Tagreise entfernten Bahnhäuschen und dem Hause des Justizraths Heister war in ununterbrochener Stetigkeit verblieben.

Bei all ihrer Emsigkeit für Haus und Kinder empfand es Magdalena noch als besonderes Glück, für höhere geliebte Menschen draußen etwas thun und bereiten zu können.

Den ersten Honig ihrer Bienen, die ersten Früchte von den selbstgepflanzten Bäumen und die frischen Morcheln, welche die Kinder im Wald gesammelt hatten, schickte sie an Frau Heister. Diese Beziehung zu dem Hause Heisters war für die Kinder noch ein besonderes Glück, nicht nur, weil Frau Heister in klugem Bedacht allerlei Nützliches und Erfreuliches für sie schickte; die Kinder, die so verwandtenlos aufwuchsen, hatten höhere edle Menschen zu verehren, und das gab ihnen in der Einsamkeit da draußen einen beglückenden Zusammenhang mit der Welt. In der Dachkammer, wo sie schliefen, und in den Wäldern, wo sie Beeren und Pilze sammelten, überboten sie einander in Phantasien über die Größe und Herrlichkeit der Gönner, ja diese

wären ihnen zu Märchengestalten geworden, wenn nicht ein Kind um das andere die Mutter hätte alljährlich nach der Stadt begleiten dürfen.

Frau Heister war seit Jahren an das Krankenlager gebannt, sie hatte immer den Vorsatz, eines der Mädchen an Kindesstatt anzunehmen; das sollte aber erst dann ausgeführt werden, wenn sie sich wieder frei bewegen konnte, denn sie wollte das Kind in Heiterkeit leiten und ihm nicht das Bild fortdauernder Krankheit geben.

Von der feinen blassen Frau mit den langen schmalen Händen, die eine weiße Haube mit blauen Knüpfbändern trug und in der dämmrigen teppichbelegten Stube lag, erzählten die Kinder einander mit Andacht und Schauer.

Frau Heister war jetzt endlich so weit hergestellt, daß sie wieder gehen konnte, und sie wurde im Bahnhäuschen Numero 374 erwartet; schon Tage vorher, bevor sie kam, trat Jegliches leise auf und sprach mit gedämpfter Stimme.

Magdalena wollte den Ankommenden entgegen gehen, sie gab aber Jakob recht, daß es sich besser für ihn passe, zumal da er einen Läufer, einen sogenannten Lowrie, bestellt habe, um auf der für zwei Stunden freien Bahn die Ankömmlinge bis vor das Haus zu rudern.

Magdalena hatte im Hause nirgends besonders besser zu säubern und zu ordnen, nur die Blumen begoß sie seit Tagen im Morgen- und im Abendthau, damit sie recht blühen, wenn die Freunde kommen.

Der Läuferwagen mit einem festgebundenen gepolsterten Stuhl stand nicht weit vom Bahnhaus 373, Jakob und Emil gingen landein den Ankömmlingen entgegen. Die Frau saß am Wegrain auf einem rothen Shawl. Emil küßte ihr die Hände, Heister wehrte ab, da er auch ihm die Hand küssen wollte.

Auf Emil gestützt ging die Frau weiter, Heister und Jakob hinter ihnen.

Nicht weit vom Hause der Frau Essig sagte Jakob: „Herr Justizrath, ich hab eine Bitt! Ich möchte was fragen.“

„Nur zu. Was hast du?“

„Sind die Akten über mich noch vorhanden und könnte man die nicht endlich herausverlangen, daß man sie aus der Welt schafft?“

„Also damit plagst du dich noch? Du bist ein wunderlicher Mensch! Andere werden immer verstockter, weil sie einmal auf einen Abweg gekommen waren, und du wirst immer weichmüthiger und verzagter.“

„O Herr! Sie hat bei Ihnen studirt. Just dieselben Worte hat sie mir gesagt. Nehmen Sie's nicht für ungut. Sie hat einen Advokatenkopf.“

„Ich wiederhole dir: kümmere dich nicht mehr um das Vergangene, du hast deine Ehrenrechte wieder, dich gehen keine Akten mehr was an.“

„Akten! Er hat Akten,“ sagte Frau Essig, die an ihrem Dachfensterchen lauerte, still vor sich hin. „Jetzt hab ich's, das muß ich herauskriegen,“ triumphirte sie.

Frau Heister war zaghaft, sich auf den Läufer zu setzen, aber als Jakob sagte: „Lieber möcht ich mich

stückweise zerreißen lassen, als Sie einer Gefahr aussetzen," ließ sie sich hinaufheben und lustig fuhren sie, von Jakob gerudert, die freie Bahn dahin.

Magdalena kam und half beim Absteigen, sie hätte, wenn es ihr erlaubt worden wäre, Frau Heister gerne getragen, und sie hätte es gekonnt, denn sie war stark und die feine Frau schwach und abgemagert.

Siebentes Kapitel.

Frau Heister war erschöpft, aber sie konnte sich doch nicht enthalten, die Nettigkeit des Hauses zu loben, und Magdalena, der das doch so wohl that, bat die Frau Räthin, sich doch nicht mit Sprechen anzustrengen, und um das zu bewirken, verließ sie schnell die Stube und kam wieder mit einem Glase kuhwarmer Milch.

Die Frau trank und sagte: „Seit Wochen hat mir nichts so gemundet. Emil!“ wandte sie sich zu ihrem Mann, „Ich meine, ich würde hier bei Magdalena noch schneller wieder gesund als in Aegypten.“

„So? Nach Aegyptenland wollen Sie? Zum König Pharao? Ja, seine sieben fetten Kühe geben keine bessere Milch als meine einzige.“

Frau Heister lachte, aber leider mußte sie dadurch husten und sich ein feines Taschentuch vor den Mund halten.

„Verzeihen Sie, daß ich Sie lachen gemacht habe,“ bat Magdalena; Frau Heister beruhigte sie, aber mit einem so mühseligen Tone, daß Magdalena nur schwer die Thränen zurückhielt.

Jakob mußte die Gastfreunde verlassen, denn der Pariser Eilzug kam. Magdalena wendete sich an ihren

Sohn Emil mit der Frage: „Du, Schulmeister! Du guckst immer in deine Landkarten. Kannst du jetzt da vor dem Herrn Justizrath erklären, wie man nach Aegyptenland kommt und wo das liegt?"

Emil war glücklich, das ganz genau zeigen zu können. Heister sprach seine Zufriedenheit über die Kenntnisse seines Pathen aus und fragte ihn, welchen Beruf er wählen wolle. Auf die Antwort, daß er Schulmeister werden wolle, bestimmte Heister sofort einen Beitrag zum Eintritt in das Seminar.

„Wo hast du denn deine älteste Tochter Lena?" fragte Frau Heister.

„Die dient schon seit zwei Jahren bei unserm Herrn Pfarrer, sie geht dabei noch in die Schul; aber sie ist gar nützlich und unterhaltsam, die Pfarrerin kann nicht genug erzählen, wie gute Späße sie den Kindern vormacht, und singen kann sie, sie hat die Musikkunst von meinem Mann. Für die Lena ist ausgesorgt, sie hat auch schon sieben Gulden auf der Sparkasse und lernt gute Manieren."

Frau Heister bat, daß man Lena auch herrufen lasse, denn sie hatte für alle Kinder Kleider mitgebracht und wollte sie darin sehen. Emil war schnell zum Botengang bereit, aber ehe er die Stube verließ, drang noch etwas in seine Seele, an dem er lebenslang zu tragen hatte.

Jakob war zurückgekommen und hatte von seinem Rosenstocke am Ueberweg einen Strauß mitgebracht, den er Frau Heister schnell darreichte, denn er mußte wieder auf seinen Posten.

An den Blumen riechend, sagte Frau Heister zu Magdalena:

„Du hast einen braven Mann, und das beruhigt mich. Ja, liebe Magdalena, in meiner stillen Krankenstube habe ich mir's oft gesagt, es ist gewiß recht gut, daß du so einen Mann und brave Kinder hast, aber wir haben doch auch noch etwas zu bereuen und dich um Verzeihung zu bitten."

„Mich?"

„Ja, wir hätten schon in der schweren Zeit dich benachrichtigen sollen, daß wir dich nachher wieder nehmen, und dann hätten wir dich gleich wie du frei geworden bist, wieder ins Haus nehmen müssen, so eine treue Seele wie du —"

Heister winkte abwehrend, aber seine Frau schien es nicht zu bemerken, sie konnte es nicht lassen, nach Art der Frauen ein Geschehenes aufs Neue in andere Möglichkeiten zu versetzen.

Magdalena sah wirren Blickes um, und als sie Emil bemerkte, der wie versteinert dastand, sagte sie heftig: „Was steht du noch da? Mach, lauf, hurtig, hol deine Schwester."

Der Knabe ging davon. Magdalena hatte eine Ahnung davon, was er mit sich fort in der Seele trägt; sie tröstete sich indeß: er hat gewiß nicht ordentlich gehört. Sonst war sie immer ärgerlich, wenn er nicht auf Alles aufpaßte.

Magdalena mußte sich zusammen nehmen, damit die gute Frau nicht merke, welchen Fehlgriff sie gemacht durch die unbesonnenen Worte im Angesichte des Kindes.

Magdalena eilte vor das Haus, sie wollte schnell erfahren, ob Emil gehört habe, und ihm das Verwirrende gleich aus der Seele nehmen. Emil war aber bereits jenseits der Bahn, und jetzt ging er hinab in den Feldweg am Fuße des Bahndamms.

Frau Heister kam zu Magdalena vor das Haus und sich umsehend sagte sie:

„Ich habe gar nicht gewußt, daß man von hier aus die Vogesen sehen kann.“

„Ja,“ entgegnete Magdalena, „und das ist jeden Abend eine Pracht, wie da über den Vogesenbergen die Sonne untergeht. Ich habe noch jedesmal meine Freude dran.“

Frau Heister, die ihren Mißgriff alsbald fühlte, beruhigte sich, daß die ungeschickte Anrufung wol unbeachtet geblieben.

Achtes Kapitel.

So weit der Dampf der Locomotive streicht, gedeiht keine Raupe und kein Aberglaube.

Das war einer von den Sätzen, die Jakob in seiner stillen Weisheit aufgestellt hatte. Um seine Wahrheit zu beweisen, muß man aber sorgen, daß sich da nicht doch ein Unvorgesehenes einnistet; darum muß man heut an einem solchen Glückstag besonders acht geben, damit Alles in Ordnung sei.

Auf der Strecke Jakobs ist noch kein Unglück geschehen. Sechzehn Züge sausen täglich an ihm vorüber; siebentausend Fuß sind täglich siebenmal zu begehen, und deß zum Zeichen mit dem Nachbar die numerirte Tafel zu wechseln, daneben nicht zu vergessen, daß kein Gras einwachse, wodurch die Schwellen anfaulen, die Bolzen anziehen und auf Alles Acht haben. Und der Gang ist nicht leicht, denn die Schwellen sind nicht gleichmäßig gelegt, daß man von einer auf die andere schreiten könnte; man muß immer den Schritt ändern, weshalb man so viel Schuhwerk verbraucht.

Heute ging Jakob dahin als ob er Flügel an den Füßen hätte; es war ihm so leicht und frei.

„Du," sagte er zu Süß, dem Kameraden thalab, „von heute an halte ich eine Zeitung mit Euch, ich zahle mein Theil, aber eine freisinnige muß es sein."

„Ist recht. Hab's ja schon lang gewollt. Hat dein Besuch dir das anempfohlen? Du hast doch bisher von den Welthändeln nichts wissen wollen?"

Jakob fand es nicht nöthig, Antwort zu geben, er schmunzelte nur glückselig; wenn der Nachbar mehr Verstand gehabt hätte, so hätte er sehen können, daß die wieder erlangten Ehrenrechte aus dem Antlitze Jakobs leuchteten.

Ein Gefolge, das Niemand sehen konnte, geleitete heute Jakob, und er grüßte wie dankend in die Welt hinein; die Lerche hoch oben und die Vögel im Busch und Baum sangen von den wieder gekommenen Ehrenrechten und Jakob pfiff leise mit.

Ehrenrechte! Man weiß eine Sache oft erst recht zu schätzen, wenn man sie verloren und wieder erlangt hat.

Jakob sah sich bereits in der Amtsstadt in dem großen Rathhaussaal bei der Wahl eines Abgeordneten: „Jakob Ketterer!" wird gerufen. „Hier!" Jakob tritt auf die Erhöhung und der Wahlcommissär fragt: „Wen wählen Sie?"

„Herrn Justizrath Heister," ruft Jakob mit fester Stimme laut vor sich hin.

„Du rufst mich?" sagte jetzt in Wirklichkeit der Mann.

Jakob erschrak und erwachte wie aus einem Traume; er hatte ja nur so vor sich hin gesprochen, aber Heister fuhr fort:

„Meine Frau schläft und nun will ich mit dir gehen.“

Jakob erzählte frohlockend, daß er sich eine Zeitung bestellt habe, er dürfe ja jetzt auch seine Stimme geben zu Allem.

„Ich habe nichts mehr von der Welt wissen wollen,“ sagte er, „aber Herr Rath, mein Nachbar hat mir erzählt, daß die Prügelstrafe abgeschafft ist. O lieber Gott! Wenn das früher gewesen wäre. Aber ich spüre nichts mehr davon, und ich will von Allem nichts mehr spüren,“ schloß er.

Um ihn von diesem Gedanken abzubringen, ließ sich Heister alle Obliegenheiten Jakobs darlegen, und als dieser die Signale der verschiedenfarbigen Gläser an der Laterne erklärt hatte, sagte er:

„Wissen Sie, was meine Frau gesagt hat? Sie macht aus Allem was Besonderes. Sie hat gesagt: Das ist mit dem Lebenslicht auch so, es ist das gleiche, aber man sieht es manchmal grün, manchmal roth und manchmal wie es wirklich ist.“

„Ja, du hast eine kluge und brave Frau und brave Kinder, und ich finde es ganz schön, daß mein Pathe Emil Schullehrer werden will.“

„O Alles, Alles ist recht. Ich bin wie neu auf die Welt gekommen, und Sie sollen sehen, ich bin fest und nicht mehr verzagt.“

Von diesem Tage an leuchtete das Auge Jakobs in einem besonders hellen Glanze, und von diesem Tage an verdüsterte sich das Auge seines Erstgebornen.

Neuntes Kapitel.

Emil ging dahin und wischte sich mit der Hand über das Gesicht; es war ihm, als hätten sich unablösbare Spinnweben drauf gelegt.

„Die Mutter! Die Mutter! Meine Mutter!“ sagte er oft vor sich hin, und in diesen Ausruf preßte sich der ganze Jammer der Kindesseele.

Die Mutter war also noch wo anders gewesen, als bei Heister! Wo denn? Warum hat sie nie davon gesprochen? Und was ist das mit der schweren Zeit und mit dem Freiwerden?

„Nein, ich lasse meine Mutter nicht verunehren,“ rief der Knabe laut, wie zu feindlichen, unsichtbaren Mächten, die ihm die Mutter kränken und entwürdigen wollten. Er nahm sich vor, die Justizräthin oder besser, die Mutter zu fragen; er verwarf das wieder, und zum erstenmal war ein Kampf in der jungen Seele, die bisher so friedsam erwachsen war.

Zum erstenmal im Leben nahm sich der auf der Schwelle des Jünglingsalters stehende Knabe vor, über etwas zu schweigen, das er weiß und noch bestimmter wissen möchte. Das kann einen festen Charakter bilden, es kann aber auch zu Verstocktheit und Tücke führen.

Als wäre er bereits Stunden weit gewandert, so ermüdet war der Knabe, und er legte sich am Bahndamm unter die Akazienhecken.

Tief drunten im Dunkel der Erde gräbt ein Wurm sich unhörbar heran zur Wurzel des Baumes, nagt und saugt, und wenn der Stamm nicht bereits stark genug, so muß er verkümmern.

In der Seele des Kindes wühlte ein Unnennbares, und plötzlich ging es mit Schrecken auf: nie haben Vater und Mutter von ihren Eltern gesprochen, sie haben nicht Brüder, nicht Schwestern. Das ist's! Das ist's! Gewiß haben sie Schweres erlebt und wollen nicht dran rühren.

Der Knabe weinte um die Eltern und um sich selber, er gelobte sich aber, um so besser zu werden, damit die Eltern Freude an ihm erleben.

Da hörte er Stimmen droben an der Bahn.

„Mich geht's nicht an und dich auch nicht," sagte Nachbar Süß.

„Aber unterducken müssen sie, unterthänig sein," rief die Frau heftig. „Er hat Akten! Akten hat er! Ich hab's gehört. Bei unserm Haus hat der Ketterer zum Justizrath gesagt, ob man seine Akten nicht vernichten könne. Da liegt was. Das mußt du heraus kriegen."

„Fällt mir nicht ein. Sie sind Beide Ehrenleute, mag gewesen sein, was will."

„Ich hab's," rief die Frau, „ich hab's. Wie kommt der Mann dazu, die Gärtnerei so zu verstehen? Es heißt ja immer, er sei bei der Post angestellt gewesen.

Ja, so ist's, die Gärtnerei hat er im Zuchthaus gelernt."

„Schweig still! Ein Ehrenmann ist er, und weiter will ich nichts wissen."

Die Redenden gingen vorüber; der horchende Knabe wäre gern aufgesprungen, um den Mann zu umarmen und die Frau zu erwürgen.

Also vom Vater ist was! dachte er, Ehrenmann! rief er bitter lächelnd, indem er sich aufrichtete.

Ein heißer Luftstrom zog plötzlich dahin. Von fern aus der öden Wüste kommt er dahergezogen, wer weiß, was er auch hier versengt.

Der Knabe eilte nach dem Dorfe, um die Schwester zu holen.

Er legte die Hand auf die Lippen und dachte in sich hinein: Nie soll ein Wort über euch kommen von Allem, was ich gehört habe.

Als Emil mit der Schwester heimkam, mußte ihn Magdalena doch fragen, ob ihm was fehle, er sehe so blaß aus. Emil beruhigte die Mutter und that lustig.

Zunächst war also bestimmt, daß der Knabe in das Seminar eintrete; er war jetzt doppelt gern dazu bereit.

Am Abend, als die Gastfreunde wieder abgereist waren, saß Jakob mit seiner Frau wohlgemuth vor dem Hause und rauchte seine Abendpfeife in die Welt hinaus, wo drüben über dem Rhein die Sonne in vollem Purpurglanze hinab ging. Er sprach kein Wort und war doch so fröhlich im Nachgefühl des heute Erlebten. Denn guten Freunden das Heimwesen zeigen,

das ist doch wie wenn man selber wieder neu daher käme, und alles Gewohnte bekommt ein neues Ansehen.

Auch Magdalena schwieg, denn über alles Freudige hinüber fühlte sie sich beklommen wegen Emils und sie wollte Jakob nichts davon sagen.

Als es Nacht geworden, und der Vater zum Güterzug gegangen war, rief Magdalena noch ihren Sohn Emil und sagte, er solle sich zu ihr setzen. Sie wollte erforschen, ob nicht ein Funke in seine Seele gefallen wäre, der noch fortbrenne. Emil war lange still, und gegen seine Gewohnheit kramte er nun sein Wissen aus; er kannte viele Sternbilder und erklärte dieselben der Mutter.

Endlich, sich an sie schmiegend und sein Gesicht an ihrer Brust verhüllend, sagte er:

„Mutter, ich will im Seminar recht lernen; aber Mutter, ich bitt dich, laß mich fragen: Bist du denn nicht immer bei Heisters gewesen? Und was ist denn das mit dem Freiwerden?"

„Ist recht, daß du nichts vor mir verhehlst," sagte Magdalena, sich gewaltsam fassend. Sie erzählte, daß ihr Vater verunglückt sei und während dessen habe sie um seinetwillen das Haus Heisters verlassen müssen.

Sie sprach zum erstenmal von ihrem verstorbenen Vater und bat Emil, nicht weiter darnach zu forschen und zu fragen.

Der Tag war so schön gewesen und Mutter und Sohn hatten doch zuletzt noch schweres Leid zu verwinden und, was vielleicht noch schlimmer ist, Anderes

zu verschweigen. Emil hatte nicht gefragt, was das mit den Akten des Vaters sei, und Magdalena hatte ihrem Sohne die volle Wahrheit vorenthalten. Da klopften zwei Herzen so nahe und so bang und vermochten es nicht, einander zu befreien und das Unheil abzuwenden.

Zehntes Kapitel.

„Das Ausfliegen fängt an; wirst sehen, wie bald wir Alten allein im Nest sind," klagte Magdalena am Morgen, nachdem Emil das Elternhaus verlassen hatte.

Jakob schwieg, er hat genug an dem, was heute ist, und Magdalena hat manchmal eine gewisse Lust daran, bei gegenwärtigem Leid sich kommendes auszudenken, und es ist beinahe als tröste sie sich damit.

Er rüstete sich, um auf den Posten zu gehen; Magdalena, die jetzt voller Unruhe war, geleitete ihn bis an den Hopfengarten und sprach davon, daß Emil gestern gar bleich ausgesehen habe, was er wol jetzt treibe, und wie die Justizräthin ins Aegyptenland reise.

„Ich kann nicht wie du," sagte er endlich, „dem da und denen dort in Gedanken nachlaufen. Laß sie doch, sie können allein laufen. Hei! Da pfeift's schon."

Er rannte auf seinen Posten und schloß noch schnell den Weg=Uebergang; es war höchste Zeit, denn ein vierspänniger Bauernwagen mit bändergeschmückten Pferden und hochgethürmtem Hausrath kam heran. Der junge Eichhof=Bauer hielt den Einzug nach der Hochzeit.

Der Eichhof=Bauer war eigentlich der nächste Nachbar, denn von dort oben, wo ganz einsam das wohl=

gebaute Haus mit den Scheunen steht, bis über die Eisenbahn weg zum Thalbach, gehört alles Ackerland zum Eichhof. Jakob und der Eichhof-Bauer waren einander nicht freundlich gesinnt. Da war ein Acker dem Bahnwärter so geschickt gelegen, aber der Bauer gab ihn nicht her, weder in Pacht noch in Kauf; arme Leute sollen eben nicht zu einem Stück Feld kommen. Zudem hat Jakob den jungen Bauernprinz einmal in Strafe bringen müssen, weil er bei schon geschlossener Barriere hinüberreiten wollen und den Schlagbaum geöffnet hatte.

Jakob konnte noch rufen, daß man absteigen und die Pferde am Zügel nehmen solle, und es war nöthig, denn die Pferde waren nicht an das Rasseln der Bahnwagen gewohnt und bäumten sich hoch auf.

Als der Zug vorüber war, öffnete Jakob den Querbalken, streichelte die Rosse, führte das vorderste am Zaum und half den schwer geladenen Wagen glücklich über die Schienen bringen. Er brach sogar die über Nacht aufgeblühten Rosen von seinen Bäumchen ab und überreichte sie der aus der Fremde gekommenen jungen Frau, die mit ihrem Manne, dem Eichhof-Bauer, abgestiegen war.

Dieser grüßte Jakob leichthin, wie sich's für einen Großbauern ziemt, griff in die Tasche, wo Geld rasselte, und wollte Jakob ein groß Stück als Trinkgeld geben, aber Jakob hielt beide Arme auf dem Rücken, und so wendete sich der junge Bauer an das blondköpfige, kaum zehnjährige zweitjüngste Kind Jakobs, das von dem Aufzuge angelockt, rasch herbeigekommen war. Das

Mädchen schaute mit den großen blauen Augen nach dem Vater und dieser sagte:

„Du nimmst nichts! Sag' Dank."

Mit heller Stimme rief das Kind:

„Dank' schön. Wir nehmen nichts geschenkt. Wir sind keine Betteleut."

Der Wagen fuhr davon, und Jakob rief noch nach: „Nichts für ungut! Wir wollen gute Nachbarn sein." Dann wendete er sich zu dem Kinde, streichelte ihm die Wange und fragte: „Wer hat dir das gesagt, was du dem Bauern geantwortet hast?"

Rickele erzählte mit großer Beredsamkeit, daß die Mutter gestern Abend den Kindern gesagt habe: nur vom Gevatter Heister nehmen wir ein Geschenk, sonst von Niemand auf der Welt.

„Wir sind keine Betteleut! Wir sind keine Betteleut!" rief das Kind wie singend und tanzte dabei.

„Du bist mir lieber als vier Roß," sagte Jakob, nach dem Hopfengarten gewendet, wo Magdalena arbeitete.

Diese Werthung war viel, denn Jakob war zwar nicht neidisch — er gönnt Jedem was er hat — aber vier Rosse zu haben, wie die da an dem Hochzeitswagen, das ist doch erst das rechte Leben, und wer sich erinnert, daß Jakob von Kindheit an mit den Postpferden sich umgethan und zuletzt den vierspännigen Eilwagen geführt hatte, der wird es nur natürlich finden, daß der Besitz von vier Rossen eben das Höchste war, was er sich auf Erden wünschen mochte, und es ist eine wohl zu schätzende Liebeserklärung, daß er seine Frau höher werthete, als vier Rosse.

Am Mittag, als Alles um den Tisch saß, wollte Magdalena nochmals Trauergedanken wegen Emils in die einzige Speise einbrocken, aber heute war Jakob sehr klug.

„Mutter," sagte er, „solche Gedanken ins Essen hinein, die sind keine guten Würzkräuter und verderben dein gutes Kochen."

Er erzählte von der Begegnung mit dem jungen Eichhofbauer und lobte Rickele, das nun auf Einmal sich als Hauptperson aufspielte. Vater und Mutter sahen einander an, wie das Kind sagte:

„Ich möchte aber doch auch Großbäuerin sein."

„Warum?

„Die Mutter hat gesagt, die Großbäuerinnen, die langen in den Schmalzhafen bis an den Ellbogen hinauf."

„Und da kannst du das Schmalzrickele heißen," rief Albrecht.

„Schmalzrickele! Schmalzrickele!" rief das kleinste Schwesterchen, und es war drauf und dran, daß es Händel und Weinen bei Tische gab, aber Jakob gebot Ruhe, und wenn er das that, wagte ein Kind nicht mehr laut zu athmen.

Nach Tisch auf der Bank vor dem Hause sagte Jakob:

„Mutter! Ich hab gar nicht gewußt, was für ein gescheites Kind das Rickele ist."

„Ja, sie sind gottlob alle helle Köpfe."

„Von mir haben sie's nicht. Ich will aber meinen Söhnen sagen, sie sollen gescheite Weiber nehmen."

So sprachen die Eltern mit einander.

Wer damals geahnt hätte, was aus dem Schmalzrickele wird?

Elftes Kapitel.

Emil war in der Fremde und Magdalena konnte nicht ruhig an ihn denken, die bittere Sorge verfolgte sie, daß etwas über ihn gekommen, das verderblich werden könne. Jakob indeß schaute so glückselig drein und pfiff so lustig auf Weg und Steg, daß sich Magdalena wohl hütete, ihn mit ihren trüben Gedanken zu stören, und sie tröstete sich schließlich, daß die Kinder ja so guter Art seien, daß sie wohlgerathen müssen. Jetzt zeigte sich eine gute Wirkung von der Lobgier Magdalena's. Jakob hatte die Gescheitheit der Kinder gelobt, und daß sie der Mutter nacharten; das war ein Festkuchen, von dem sich lange abbrocken ließ, und es war einer von jenen feinen Kuchen, die Tag für Tag mit dem Aelterwerden immer besser schmecken.

Auch draußen in der weiten Welt wurde gut von Magdalena und den ihrigen gesprochen.

Frau Heister redete auf der Reise nach Aegypten fort und fort davon, wie glücklich es sie mache, einen Einblick in das schöne Heim Magdalena's gewonnen zu haben, und wie es keine Täuschung sei, daß Menschen, die in Schweres verfallen waren, durch redliches Bemühen ein Leben voll Tugend und Glück gewinnen.

„Du hast recht gethan," sagte sie dann ihrem Manne, „daß du die guten Menschen nicht durch unsern Plan beunruhigt hast. Wir aber halten ihn fest. Wenn ich gesund zurückkehre, ziehen wir uns auf ein mäßiges Landgut zurück, nehmen die ganze Familie zu uns, daß sie das Gut bewirthschaften, und wir haben stets ein gedeihliches Leben von Natur und Menschen vor Augen."

Heister ließ seine Frau dies nach Belieben noch weiter ausmalen, ja er phantasirte noch dazu, denn es machte ihn glücklich, daß die so schwer Kranke sich an diesen Ausmalungen erquickte.

Hätte Magdalena gewußt, mit welchen schimmernden Zukunftsplänen ihr Name an Orten genannt wurde, die sie nie gehört hatte, sie hätte hochbeglückt die starken arbeitsamen Hände in einander gefaltet. Aber es ist gut, daß man nicht weiß, was in weiter Ferne und in nächster Nachbarschaft vorgeht; denn eben so betrübt hätte sie's, in welchem Ton und mit welchen Beiwörtern ihr Name im Bahnhäuschen Numero 373 hin- und hergeworfen wurde.

„Schrei nicht so! ich bin nicht taub," rief dort der Bahnwart Süß.

„Ich?" entgegnete die Frau höhnisch. „Ich hab' keine Feldwebelstimme, wie du. Aber freilich, gegen mich kannst du deinen Commandirteufel loslassen, gegen die heilige Magdalena bist du sanft und so süß —"

„Sie ist nicht heilig aber brav, und macht ihren Mann glücklich —"

„Sie wird wissen warum. Aber ich krieg's heraus,

sie hat was, das Gethue mit dem Justizrath ist nicht sauber —"

„Frau, bist du des Teufels?"

„Ich bin des Bahnwarts Süß; wenn der jetzt Teufel heißen und Teufel sein will, ich kann's ihm nicht wehren."

Der Mann lachte grimmig und nach einer Weile fuhr die Frau fort: „Wenn du nur hättest sehen können, wie du jetzt gelacht hast. So lacht nur ein Teufel. Und da meinen die Menschen, der Mann da sei gutmüthig. Heuchelei! Feigheit!" Die Stimme versagte ihr und der Mann nahm das Wort:

„Sprich nur weiter. Hast nichts mehr?"

„Und ich sag' dir, ich krieg's heraus; ich muß wissen, was er für Akten hat, die er gern aus der Welt schaffen möchte. Unterducken müssen die da drüben, ums Gnadenbrod bitten."

„Und ich sag' dir, ich leid's nicht. Du sollst mich noch anders kennen lernen, wenn du da was aufrührst. Er ist ein Ehrenmann, ein rechtschaffener, und wenn er auch was gethan hat, ich weiß vom Militär her, wie leicht man in Strafe kommen kann — Herr Gott! mit deinem Gezank hab' ich jetzt den Zug versäumt, da ist er; die Note, die ich jetzt bekomm', kannst du auf deine Rechnung schreiben."

Der Bahnwart Süß eilte davon, rückte noch vor dem Hause sich die Mütze zurecht und öffnete die Uniform, er fühlte, daß er fieberisch heiß war. Langsam, zur Erde schauend, beging er seine Bahnstrecke, bis ihn Jakob anredete:

„Du siehst ja heute gar nicht auf.“

„Ich hab' den Zug versäumt. Hat der Zugführer bei mir hüben oder drüben gestanden?“

„Nicht auf deiner Seite, er hat's gewiß nicht gesehen. Aber woher hast du versäumt?“

In Nachbar Süß kämpfte es, endlich klagte er sein Leid, was er bisher nie gethan hatte. Er fand in Jakob einen guten Tröster, der zu Friede und Verträglichkeit ermahnte. Süß staunte, wie beredsam der wortkarge Jakob war, und ihm ins Antlitz schauend, rief er: „Ich meine, du hast ganz andere Augen.“

„Kann schon sein.“ Aber Jakob konnte nicht ahnen, in welcher Weise er den Nachbar beschwichtigte, indem er hinzufügte: jeder Mensch habe sein geheimes Uebel im Körper oder in der Seele und da müsse man eben Geduld haben.

Das Angesicht des Nachbars veränderte sich, denn er dachte: die Frau hat doch recht, aber freilich eingestehen darf man's ihr nicht. Wer so redet, wie der Jakob, der muß einen argen geheimen Schaden haben. Gescheit ist die Frau eben doch.

Als Nachbar Süß heimkam, sagte er: „Frau, du hast recht,“ ihr Antlitz wurde hell glänzend, „und jetzt, weil du recht hast und gescheit bist, sei auch gut. Verfolg' die Sache nicht weiter, thu' es mir zu Gefallen.“

„Wenn du so redest, da hast du meine Hand, kein Wort mehr davon.“

Und Friede war von allen Seiten.

Zwölftes Kapitel.

In einer Seitenstraße der Hauptstadt stand Doctor Hornung an seinem Pulte und schrieb mit rascher Feder, unter ihm dröhnten und brummten die Buchdruckerpressen.

Doctor Hornung war ein hochgebauter, breitschulteriger Mann in den besten Jahren. Er hatte den Staatsdienst, in welchem ihm eine glänzende Laufbahn eröffnet schien, verlassen und sich ganz der Presse gewidmet. Er hatte sich deshalb mit seinem Vater entzweit, den wir als Regierungsrath und Freund Heisters vor Jahren kennen gelernt haben; jetzt war der Vater mit dem Titel Staatsrath Gesandter am Bundestag.

Um so beglückender war die Uebereinstimmung Hornungs mit seiner Frau, die Rang und Ansehen leicht dahingab, weil sie den hohen Beruf erkannte, Lehrer des Volkes durch die Presse zu sein.

Das jugendlich frische Antlitz Doctor Hornungs glühte während er schrieb, denn durch eine Gerichtsverhandlung der letzten Tage angeregt, schrieb er einen Aufsatz, worin er die Nothwendigkeit einer Anstalt für jugendliche Verbrecher darlegte; er betonte aber mit besonderm Nachdrucke, daß dies eine jener Anstalten sein müsse, die nicht durch die Einrichtungen

allein, sondern wesentlich durch den besonders geeigneten Charakter des Leiters das Echte und Rechte bewirken könne. Er ging sogar so weit, einen Geistlichen für ungeeignet, dagegen einen für die Humanität begeisterten Arzt für besonders berufen zu bezeichnen.

Eben als Hornung die letzten Zeilen dem Druckerjungen übergeben hatte, klopfte es an, und Justizrath Heister trat ein.

Hornung begrüßte den älteren Freund und Gesinnungsgenossen mit besonderer Herzlichkeit, und bald erzählte Heister von seinem Ausfluge nach dem Oberlande und daß die Zeitung einen neuen Leser in dem Bahnhäuschen Numero 374 gewonnen habe.

Die beiden Freunde bestärkten einander in der Ueberzeugung, daß man in einer Zeit, in der die sittlichen Mächte verbannt schienen und dem Erfolge allein gehuldigt wurde, nicht müde werden dürfe, das höhere Leben zu erwecken und die Sehnsucht nach der Einheit des Vaterlandes wach zu halten.

Mitten hinein erzählte Heister, daß es seiner Frau besonders schwer werde, von Theodora, dem Töchterchen Hornungs, Abschied zu nehmen; daneben versprach er, von der Reise aus offene Briefe an die Zeitung zu senden.

Als Heister sich eben zum Fortgehen anschickte, sprach Hornung lächelnden Antlitzes seine Freude darüber aus, daß er nun wiederum wisse, wohin seine Worte drängen; es sei doch ein belebendes Gefühl ohne Gleichen, so in die Lande hinaus sprechen zu können.

Dreizehntes Kapitel.

Eine Landschaft, durch welche die Eisenschienen gestreckt werden, verwandelt sich durch Ausgrabungen und Aufböschungen, und Alles rings umher — die Einwohner und die Früchte des Feldes — wird in eine neue Beweglichkeit versetzt. Aehnlich ist es in einem Hause, in das zum erstenmal eine Zeitung kommt und nun täglich sich einstellt.

Die Zeitung, die Jakob jeden Abend beim Begehen seiner Bahnstrecke von Nachbar Süß erhält, ist schon von fünf Theilnehmenden gelesen und schon mehrere Tage alt. Aber was thut's? Jakob hat weder Lust noch Fähigkeit, mit drein zu reden oder gar mit zu thun in den Welthändeln, und er erfährt zeitig genug von Allem. Schön aber ist's, daß alle Welt ihm berichtet, und der Herausgeber scheint es besonders darauf abgesehen zu haben, Jakob zur Uebereinstimmung mit seinen Ansichten zu bekehren. Jakob nickte oft: der Mann ist gescheit und brav und meint's gut.

Nirgends aber, so weit auch die Zeitung verbreitet war, wurden die „Briefe aus Aegypten von Emil Heister" mit solcher Andacht aufgenommen, wie im Bahnhäuschen Numero 374.

„Ich höre seine Stimme," sagte Magdalena, „und noch was, das gar nicht dasteht. Ich höre, daß es der lieben Frau gut geht, denn so munter könnt' er sonst nicht Alles hergeben."

Einmal aber entstand ein Schreck, als wenn der Bahnzug mitten durchs Haus gefahren wäre, denn Heister schilderte einen braunhäutigen ägyptischen Bahnwärter und fügte hinzu: „Ich konnte dem Mann von einem braven Freunde, der sein Berufsgenosse ist, erzählen und von dem ganzen gesegneten Hausstand." Hast es denn nicht gelesen? Es steht von uns in der Zeitung, hatte Jakob auf den Lippen, als er Nachbar Süß begegnete; da dieser aber nichts davon sprach, schwieg auch er. Magdalena aber legte das Zeitungsblatt zu ihrem Brautkranz.

Es war eine behagliche Abendstunde und Magdalena machte sich immer fertig, um auch dabei zu sein, wenn Albrecht die Zeitung vorlas, denn der Knabe las sehr deutlich und mit heller Stimme, und wenn auch der jungen Seele nicht Alles verständlich war, so empfand sie doch einen Anhauch des höheren Denkens, der zum Lebensathem wurde.

„Vater! Wer sind denn die Arbeiter, denen die Zeitung so ins Gewissen redet?" fragte Albrecht einmal, und Jakob erwiderte:

„Arbeiter? Das weißt du nicht? Arbeiter, das sind alle Menschen, die nicht faullenzen."

Andern Tages, als wieder vorgelesen wurde, sagte Jakob, der sich inzwischen mit Nachbar Süß besprochen hatte, zu dem Knaben:

„Ich hab' dir noch sagen wollen, Arbeiter — damit meint die Zeitung die Fabrikarbeiter. Jetzt lies."

Eine Abtheilung mußte Albrecht immer überschlagen, das waren die Gerichtsverhandlungen. Er erklärte dem Knaben, daß da Dinge vorkämen, von denen er nichts zu wissen brauche, und Albrecht war folgsam genug, diese Sachen nicht heimlich zu lesen. Zu Magdalena aber sagte Jakob: „Was sind doch die Menschen so schadenfroh! Da lesen sie gewiß gern von Schelmen und armen Teufeln, die sich vergangen haben, und freuen sich, daß sie selbst brav sind und ihnen so was nicht passirt. Meinst du, daß unsere Sach' auch so in der Zeitung gestanden hat?"

„Aber Jakob! Was plagst du dich wieder?"

„Ja, du mußt mir's abnehmen. Erinnerst dich, daß vorlängst in der Zeitung gestanden hat von den Leuten, die an einer Felswand gewohnt haben, die einstürzen will, und endlich ist sie eingestürzt? Grad so ist mir's, und die Frau Süß — du hast recht, sie sollte Frau Essig heißen — hat nichts Eiligeres, als mir allemal von Gerichtsverhandlungen zu erzählen, und dabei guckt sie mich so an, weißt, so blinzelig, wie ein Fuchs. Meinst du, sie weiß was?"

„Ich glaub' nicht."

„Wenn man's nur herauskriegen könnt!"

„Das wär' leicht."

„So? Wie denn?"

„Fang' Händel mit ihr an, oder ich will's, dann kommt's heraus."

Das wollte Jakob doch nicht, und jetzt, da er sein

Herz erleichtert hatte, ging er gern auf die Tröstungen Magdalena's ein und versprach abermals, sich die Sache aus dem Kopf zu schlagen.

Es war fast verwunderlich, daß Frau Essig der aufgefangenen ersten Spur nicht weiter nachging, aber sie hielt sich davon zurück, nicht blos, weil sie es ihrem Manne versprochen hatte, wie sie ihm oft wiederholte, sondern auch in der Erwägung, daß sie, nach Offenlegung des Geheimnisses, mit der Nachbarin in Unfrieden leben müsse; denn das war sicher, Magdalena ließ sich nicht in Unterwürfigkeit gefangen halten, und unfehlbar trieb sie dieselbe zum Anschluß an Frau Oel.

Daneben hatte sie eine besondere Liebe zu Albrecht gewonnen, der ein gar schöner aufgeweckter Knabe war und jeden Tag ihr einziges Töchterchen, Viktoria benannt, zur Schule abholte und wieder heim brachte. Der wird was Tüchtiges, und das giebt einmal ein schönes Paar, sagte sie jetzt schon vor sich selber, ja sie sagte es sogar einmal zu Jakob, der in großer Lustigkeit jetzt schon sein Jawort gab; denn dieser scherzhafte Vorschlag gab ihm die Sicherheit, daß die Nachbarin nichts wisse, sonst spräche sie ja auch im Scherze nicht von einer Verschwägerung.

Sagt was ihr wollt, es ist doch so: kein Gemüth ist so arm und verbost, daß nicht auch einmal Gutes und Freundliches in ihm aufgeht. Seht nur die Brennessel an, sie blüht auch einmal, und im Gemüthe der Frau Süß blühte es von dem Gedanken, daß Albrecht einstmals Mutter zu ihr sagen werde und

daß ihr Kind glücklicher und höher gestellt werden sollte, als sie es war.

Sie brachte es dahin, daß Albrecht ihr anhing, wie einem nächsten Angehörigen, und lächelnd sah sie, wie die kleine Viktoria den Knaben beherrschte; er fügte sich dem eigensinnigen Kinde und lachte dazu, auch wenn es ihn mißhandelte.

Vierzehntes Kapitel.

Magdalena hatte damals, als Emil das Haus verlassen hatte, doch richtig vorausgesagt. Schneller als man glaubte — die Zeit vergeht, man weiß nicht wie — wurde das Haus leer.

Die älteste Tochter blieb im Pfarrhause, Rickele, das wie Albrecht die schlanke Gestalt des Vaters hatte im Gesichte jedoch mehr Aehnlichkeit mit der Mutter, war über die Jahre groß und stark und kam als Magd zu dem Eichhofbauer. Albrecht erklärte, daß er Maschinenbauer werden wolle, und er wurde zunächst zu einem Schlosser im nahen Städtchen in die Lehre gegeben.

Ein Kapital, von dem man lange nichts wissen wollte, wurde dafür flüssig gemacht. Jakob hatte noch sein Sparbuch von seinem Ueberverdienst während seiner Strafzeit, er sah es nicht an und ließ die Zinsen all' die Jahre her auflaufen; jetzt mußte Magdalena den schweren Gang thun, das Geld zu erheben; es ging aber leicht, es wurde kein Wort von der Art gesprochen, wie das Geld erworben war.

Emil war bereits Unterlehrer im Weinlande; er schrieb selten und kam noch seltener, und wenn er kam,

war's nicht gut. Magdalena hatte immer zu beschwichtigen und zu vertuschen; denn es zeigte sich in Allem, wovon man redete, ein tiefer Widerspruch zwischen Vater und Sohn.

Emil war verschlossen und wenn er sprach, kam lauter Grimm über die Welt heraus, wie nichtsnutzig und verkehrt Alles sei, so daß Jakob einmal sagte:

„Schade! Du hättest dabei sein sollen, wie unser Herrgott die Welt geschaffen hat; du hättest sie besser gemacht.“

„Das hätt ich auch,“ entgegnete Emil keck.

Magdalena war immer froh, wenn Emil in Gutem wieder abgereist war. Um so glückseliger war das ganze Haus jeden Samstag Abend, wenn Albrecht über den Sonntag heimkam; es war, wie wenn eine neue Sonne aufginge, sobald sich das helle Gesicht Albrechts im Elternhause zeigte, und er klagte nie über die Arbeit, die doch so schwer, oder über das Essen, das doch so schmal war; denn er war schon von früh an darauf bedacht, die Eltern, die so scharf zu arbeiten hatten und die ihr Erspartes für ihn aufwendeten, nicht noch mit den Beschwernissen seiner Lehrzeit zu belasten.

Magdalena hatte ihre besondere Freude, wie gut es dem im raschen Wachsthum begriffenen Jünglinge mundete, und Alles was er sprach, war so aus tiefem Herzensgrunde heraus.

Nur ein einzigmal betrübte Albrecht ohne Wissen und Willen seine Eltern und dabei that er ihnen doch zugleich wieder wohl.

Er erzählte eines Tages, daß der Vater seines Meisters gestorben sei, und fügte hinzu, das sei das Beste für den Mann und die Seinen. Der Alte hatte als Geselle bei seinem Sohn gearbeitet, und was er verdiente, vertrank er. Der Sohn war hart und fremd gegen seinen Vater, denn dieser hatte die Mutter nicht gut behandelt, die man eines Morgens todt im Bette fand.

„Mich hat der Alte," setzte Albrecht hinzu, „im Herzen gedauert. Wer weiß, ob er schuldig war, und wenn er schuldig war, ist es nicht eine Strafe, härter als sie ein Richter geben kann, vom Sohne so angesehen zu sein?"

Jakob und Magdalena schauten einander an, ohne ein Wort zu sagen, und Albrecht fuhr fort: „Ihr gebet mir gewiß recht. Wenn der Mann vielleicht schuldig war, wär's besser gewesen, er hätte seine Strafe abgebüßt, und dann ist's aus und vorbei. Und wer was Böses begangen hat, der ist doch vorher brav gewesen und kann's auch nachher wieder werden. Nicht wahr Vater? habe ich recht oder nicht?"

„Ja, du hast recht."

Jakob stand auf und ging hinaus; er kam nicht mehr, bis Albrecht sich zu Bette gelegt hatte.

In der stillen Nacht aber sagte er zu seiner Frau: „So giebt's doch kein Kind mehr auf der Welt wie unser Albrecht."

Magdalena stimmte bei, aber sie konnte es nicht unterlassen, auch die anderen Kinder zu loben. —

Im dritten Jahre seiner Lehrzeit kam Albrecht erst

Sonntag Mittags heim, denn er besuchte die neu errichtete Zeichenschule im Städtchen. Magdalena war voll Bewunderung über die Zeichnungen ihres Sohnes. „Der wird was Großes,“ sagte sie oft zu Jakob, worauf dieser regelmäßig erwiderte: „Wenn er nur brav bleibt.“

Magdalena hatte Mutter-Eitelkeit genug, der Nachbarin die schönen Zeichnungen Albrechts zu zeigen, und war Albrecht im Elternhause willkommen, so war er's nicht minder bei Nachbar Süß oder vielmehr dessen Frau. Der Gedanke, daß Albrecht und das Töchterchen ein Paar werden müßten, war doch nur im Scherze ausgesprochen, aber mit der Zeit festigte er sich zu einer ausgemachten Thatsache, und die Nachbarskinder waren ja so traulich mit einander. Frau Süß stachelte den Ehrgeiz des Jünglings mit verlockenden Beispielen; sie kannte die Welt und zeigte ihm, was da drin zu holen wäre. Da ist der Mann, dem jetzt die große Fabrik gehört, und der in einer schönen Kutsche fährt und seine Tochter an einen adeligen Offizier verheirathet hat; der Mann ist der Sohn eines Dorfschneiders und ist mit einem halben Gulden in der Tasche und zwei Hemden in einem rothen Sacktuch an der Hand tragend in die Stadt gekommen; er ist aber auch treu verblieben und hat seine Jugendgeliebte, die Tochter des Hirten im Dorfe heimgeholt und die Frau hat sich fein zu halten gewußt; Frau Süß hat sie in Gesellschaft beim Oberst gesehen, sie hat ein blausammtenes Kleid angehabt und Perlen um den Hals und Diamanten im Haar.

Nach solchen schimmernden Bildern fiel es Albrecht oft schwer, wieder in die rußige Werkstatt und in die enge Dachkammer beim Lehrherrn zurückzukehren, und der Lehrherr, ein stiller einfacher Mann, der nichts wußte, als vom Morgen bis zum Abend arbeiten, war zuweilen sehr unzufrieden mit der Vergeßlichkeit und Unordentlichkeit seines Lehrlings, der wie mit offenen Augen träumend umherging. Er klagte das sogar einmal Magdalena, die ins Städtchen gekommen war; es war ein böser Sonntag, als Magdalena dem heimgekehrten Sohne bittere Vorwürfe machen mußte.

Albrecht ging zur Nachbarin, der es nicht schwer ward, die Verdrossenheit Albrechts und deren Grund zu erforschen.

„Sei froh," sagte sie, ihm die Wange streichelnd, „daß du mich hast, ich bin dir wie die nächste Blutsverwandte. Schau, deine Eltern sind gute, herzgute Menschen, gewiß, aber so einen wie du, der zu Höherem bestimmt ist, den verstehen sie doch nicht recht zu beurtheilen. Ich weiß mehr von der Welt. Du bist vornehm, das verstehe ich, halte dich drum nur an mich und danke Gott, daß du mich hast."

So und noch mehr redete sie in den Jüngling hinein, sie wollte ihn losreißen von den Seinen und ganz zu sich herüber ziehen; sie deutete sogar an, daß eine Zeit kommen werde, wo er sich lossagen müsse um seiner Ehre willen.

Albrecht hörte sie geduldig an, aber auf dem Heimwege schwur er vor sich, daß er nie mehr auf die Worte dieser Frau hören wolle, ja es überfiel ihn ein

Bangen, wenn er an einen Blick dachte, mit dem die Frau ihn angesehen hatte; so müssen Hexen dreinschauen.

Albrecht war nahe dran, der Mutter Alles zu berichten, aber er lernte schon früh, den Kampf mit sich selber auszukämpfen, klug und bedacht sogar der Mutter gegenüber zu sein. Es kam keine Klage des Meisters mehr, bis Albrecht von der Lehre freigesprochen wurde.

Fünfzehntes Kapitel.

In denselben Tagen, da beschlossen war, daß Albrecht in einer Maschinenfabrik der Hauptstadt eine Stelle suchen solle, kam ein Brief von Heister, daß seine Frau, mit der er aus Aegypten zurückgekehrt war, schwer krank sei und nach Magdalena verlange. Magdalena reiste mit Albrecht und dem jüngsten Töchterchen nach der Hauptstadt. Jakob blieb allein.

Im Hause des Justizraths war Magdalena herzlich willkommen. Die Frau schlief und man mußte warten, bis sie aufwachte. Unterdeß wurde das Vorhaben Albrechts besprochen. Heister erbot sich, ihn bei einem befreundeten Fabrikanten in Arbeit zu bringen, aber Albrecht wollte diese Hülfe erst dann in Anspruch nehmen, wenn es ihm nicht allein gelingen sollte, eine Stelle zu finden.

„Ist Magdalena noch nicht da?" rief die Kranke aus der Nebenstube. Magdalena ging mit Heister hinein, das Kind hängte sich an ihren Rockschoß und trug einen Blumenstrauß.

Ein heller Glanz trat in das halb erloschene Auge der Kranken, als sie Magdalena sah.

„Das ist mir lieb, daß du da bist," rief sie. „Ich danke dir, Emil. Magdalena, du darfst nicht mehr

von mir, so lange ich lebe. Will's Gott, ist es noch nicht zu spät," und des Kindes gewahr werdend und den Strauß empfangend, setzte sie hinzu: „Das ist mir die liebste Blume, die du mir hättest bringen können. Ist sonst noch Jemand bei dir?"

„Ja, mein Sohn Albrecht."

„Laß ihn herein kommen."

Albrecht trat ein, und die Frau faßte mit ihrer wunderbar zarten Hand die harte rauhe des Jünglings und sagte:

„Albrecht, laß dich nur nicht verderben in der Stadt, halt dich rein."

„Das will ich," sagte Albrecht.

Heister bat die Kinder, die Mutter mit der Frau allein zu lassen.

Als Albrecht das Haus verließ, begegnete ihm unter der Thür ein eben eintretendes rosiges blondlockiges junges Mädchen. Die Beiden sahen einander an und gingen an einander vorüber.

Drin in der Stube sagte Heister zu dem eintretenden Mädchen:

„Theodora! Nun hast du gute Hülfe. Unsere Magdalena ist angekommen, und da, das fügt sich gut, sie hat ihr jüngstes Kind mitgebracht; du willst ja das Lehrerin-Examen machen, da kannst du bei dem Kinde zu unterrichten anfangen."

Das Mädchen wurde als Tochter des Freundes Hornung in die Krankenstube gebracht und Frau Heister war glücklich, ihrem Liebling endlich die ihr oft gerühmte Magdalena vorzustellen.

In den Nächten und Tagen, da Magdalena und Theodora die Kranke pflegten, wurden sie innig vertraut mit einander. Magdalena hatte nur zu mäßigen, da das eben zur Jungfrau erwachsende Mädchen so verehrungsvoll gegen sie war; das war die erste Frau aus dem Volke, mit welcher Theodora in so nahe Beziehung kam, und sie sah in ihr ein verwirklichtes Ideal.

„Hat Ihnen unsere Justizräthin Alles von mir erzählt?“ fragte Magdalena.

„Gewiß. Alles.“

„Auch von dem Bittern und Schweren?“

„Davon weiß ich nichts.“

Sie kamen nicht weiter darauf zu reden, und hatte Theodora ihre Lust an der Mutter, so hing das Kind mit inniger Liebe an dem schönen Mädchen, das so viel erzählte und so gut zu spielen wußte.

Eines Morgens sagte Magdalena:

„Fräulein Theodora! Jetzt nehmen Sie mein Kind mit heim und kommen vor Morgen Mittag nicht wieder.“

„Warum?“

„Wenn Sie durchaus wollen, sage ich's Ihnen.“

„Ja, bitte.“

„Sie sollen nicht dabei sein. Das ist nichts für Sie in jungen Jahren; eh noch einmal Tag wird, löscht unsere gute Frau Justizräthin aus. Ich bitte... Nicht laut weinen.... Geht mit einander in Gottes Namen.“

Die Beiden gingen, und in derselben Nacht verschied Frau Heister in den Armen Magdalena's.

Sechzehntes Kapitel.

Vor dem Trauerhause war eine große Menschenmenge, unter ihr Doctor Hornung, er stand abseits und ging nicht in das Haus, denn er wollte seinem Vater nicht begegnen, der drin bei dem alten Freunde war.

Der Staatsrath war ein großer stattlicher Mann mit glattem Antlitze und schneeweißen Haaren. Jeder, den er grüßte, verbeugte sich tief; eine ehrerbietige Gruppe hatte sich um ihn gebildet, und als er jetzt nach dem Zimmer ging, wo die Leiche unter Blumenkränzen lag, wichen die Umstehenden zurück, ihm Platz zu machen. Er trat auf Magdalena zu, die in Trauer gekleidet an der Bahre stand, und sagte:

„Ist brav, daß du gekommen bist, sie war eine treue Gönnerin für dich."

Magdalena nickte still mit Thränen in den Augen, sie sah den Mann verwundert an, sie kannte ihn nicht.

Er ging auf Theodora zu und reichte ihr die Hand, indem er sagte:

„Du fährst doch nicht mit auf den Kirchhof?"

„Ich wollte es."

„Ich wünsche es nicht."

Hinter den großen Blattpflanzen, mit denen der Sarg umstellt war, ertönte ein feierlicher Chorgesang von Männerstimmen.

„Wer ist der Mann?“ konnte Magdalena die sich neben sie stellende Theodora fragen.

„Das ist mein Großvater,“ erhielt sie leise zur Antwort.

Der Staatsrath stellte sich an die Seite Heisters und blieb da, so lange der Geistliche die Trauerrede hielt. Magdalena erzitterte, da in der Rede die Worte vorkamen: „Sie konnte mit Recht beten: Vergieb uns unsere Schuld, wie wir vergeben unseren Schuldigern. Im Verein für entlassene Sträflinge hat sie Großes gewirkt. Sie glaubte an die Auferstehung der Tugend in der umnachteten Seele eines jeden Menschen, und dieser Glaube thut noch immer Wunder und spricht zu dem Gefallenen: Stehe auf und wandle in Tugend.“

Weiter hörte Magdalena nicht, sie lag auf den Knieen an der Bahre und reich flossen ihre Thränen.

Magdalena fuhr mit den Dienstboten nach dem Kirchhof.

Auf dem Kirchhof sprach Doctor Hornung ergreifende Worte; er pries die Verstorbene als Vorbild der deutschen Frau, die das Ideal ihres Mannes und seine Thätigkeit zum Aufbau eines freien großen Vaterlandes nicht durch Kleinlichkeiten störte, sondern täglich stärkte. Magdalena ging jedes Wort tief in die Seele und bei aller Ergriffenheit dachte sie: „Wenn nur mein Mann da wäre und das auch hätte hören können.“

Auf dem Heimwege stieg Magdalena an der Fabrik aus, wo eben Mittag gemacht wurde und ein Strom von Arbeitern aus dem Thore kam. Sie wartete, bis sie Albrecht gewahr wurde. Er bedauerte, daß er nicht habe zum Leichenbegängniß der Frau Justizräthin kommen können; es sei eilige Arbeit da für die Weltausstellung und es sei ihm der besonders ehrenvolle Auftrag geworden, in Gemeinschaft mit dem Werkführer die Maschine zu begleiten.

Als Magdalena heimkam, hörte sie, daß Theodora da gewesen sei, um Abschied zu nehmen, denn sie verreiste am selben Tage mit ihrer Mutter. Magdalena blieb noch Wochen in der Stadt. Heister hatte sie gebeten, ihm zu helfen, den Hausstand aufzulösen; auch seine eigene Gesundheit war tief angegriffen, und der Arzt schickte ihn in ein Seebad und von da sollte er für einige Zeit einen Aufenthalt im südlichen Frankreich nehmen.

Albrecht, der während der Krankheit der Frau Heister nur auf Augenblicke hatte kommen können, stellte sich jetzt am Feierabend auf Stunden ein und die Mutter und Heister hatten Freude an dem gediegenen, in Arbeit und gutem Denken sich fortentwickelnden Jüngling.

Heister suchte einen vertrauten Begleiter für die Reise. Er hätte gerne Albrecht mitgenommen, aber er wollte ihn nicht aus seinem Berufe reißen. Da kam Emil.

Emil hatte Albrecht einmal ein Wort gesagt, worauf ihn dieser an der Kehle faßte und ihm zuschrie:

„Wärst du nicht mein Bruder, ich würde dich erwürgen.“

Seitdem mieden sie einander, und Albrecht kam nur selten und verweilte nur kurz, so lange Emil da war.

Emil, der mit seinem Berufe als Dorflehrer zerfallen war, erbot sich, Heister als Sekretär und Diener zu begleiten; er hatte Verlangen, die Welt zu sehen und auch die französische Sprache so zu erlernen, daß er eine höhere Stelle in der Stadt gewinnen könne. Er zeigte sich sofort gewandt und dienstwillig. Magdalena wollte Einsprache thun, sie hatte ein unbestimmtes Gefühl, daß das nicht gut ausgehe; aber sie wagte nicht, ihrer Besorgniß Ausdruck zu geben, auch dann noch nicht, als sie wirklichen Grund dazu hatte. Denn Emil hatte gar kein Mitgefühl für ihre Trauer um den Tod der Justizräthin, ja er wälzte noch neues Herzeleid auf sie. Er klagte ständig, er sei zu gut, die Welt sei nichts nutz, die Frechen und Schlechten seien obenauf, und ein Narr sei, wer sich mit der Gutheit plage und mit dem, was man Gewissen nenne.

„Ich bin nicht gelehrt,“ entgegnete Magdalena, „auf solche Sachen müssen dir Andere Antwort geben. So viel aber weiß ich doch, ich hab' einmal so einen Spruch gelernt, da heißt es: ich bin jung gewesen und alt geworden und habe noch nie gesehen, daß die Welt einem, der seine Schuldigkeit thut, etwas schuldig bleibt. Bist du fleißig in deinem Amt? Siehst du? Du kannst nicht Ja sagen. Gottlob, ganz schlecht bist du doch noch nicht. Du kannst nicht deiner Mutter ins Gesicht hinein lügen.“

Emil klagte die Eltern und klagte Heister an, daß sie ihn nicht höher und etwas Anderes hätten studiren lassen.

Bis ins innerste Herz hinein erschrak Magdalena, da Emil sagte, die Mutter könne stolz darauf sein, daß der alte Herr Justizrath so freundlich mit ihr sei, er selber sei auch stolz darauf. Er sagte das mit einem so frechen Blicke, und lachte dabei so höhnisch, daß die Mutter die Faust ballte. Wär's möglich, daß der Sohn das Schlechteste denke und es ihr so zu sagen wage?

Der bittere Zorn um den ungerathenen Sohn und die Scheu, ihm zu bekennen, wie sie ihn verstehe, kämpften in ihr.

„Du bist ein Nichtsnutz," sagte sie. „O! Dafür giebt's kein Wort. Du wirst schwer dafür büßen müssen und leider Gottes deine unschuldigen Eltern auch, wenn du nicht noch ganz anders wirst."

„Ich glaub nicht, daß ein Mensch anders wird," entgegnete Emil, „wir Schulmeister wissen das am besten. Die ganze Welt betrügt einander mit Erziehungsprahlereien. Ich thue nicht mehr mit."

Magdalena mußte ihn gewähren lassen, da er sich bei Heister einschmeichelte, so daß die Reise fest bestimmt ward. Sie verlangte, daß Emil zum Vater reise und bei ihm Abschied nehme. Der Sohn schien es ungern zu thun, aber auf einen scharfen Blick der Mutter willfahrte er.

Siebenzehntes Kapitel.

Jakob lebte unterdeß daheim so wortlos fast wie damals in der einsamen Zelle, denn die alte Taglöhnerin, die man zur Garten- und Hausarbeit angenommen hatte, war fast stocktaub. Er nickte oft wie dankend zu der Entfernten, wenn er jetzt Kisten und Kasten aufschließen mußte und gewahr wurde, wie sauber und geordnet Alles war.

Magdalena schickte öfters Briefe und gab Anweisungen, was in Haus und Feld zu thun war; die Kuh und die Hühner waren immer besonders bedacht. Auch Jakob schrieb, aber nur kurz. Einmal in der Nacht hatte er geschrieben: „Ich hab's überlegt, wenn wir von einander wegsterben müssen, ist's besser, ich sterbe vorher, ich könnte nicht allein leben, du wärest auch traurig um mich, aber du könntest doch leben." Er schickte aber den Brief nicht ab, sondern verbrannte ihn sogleich am Licht.

Die Nachbarinnen kamen, um Jakob zu besuchen. Frau Oel blieb nur kurz, denn sie fand Alles wohlgeordnet; Frau Süß aber schrie mit der alten Taglöhnerin, daß dies und das nicht recht sei; sie wollte täglich kommen und nachschauen. Jakob wollte eben

dankend ablehnen, als sie ihn durch ein mit freundlichem Lächeln vorgebrachtes böses Wort erschreckte.

Sie sagte: „Es ist ein Ehrenzeugniß für die Frau und stopft den Leuten die Mäuler, daß die Frau Justizräthin die Magdalena hat an ihr Todtenlager kommen lassen; da kann nie was von Eifersucht gewesen sein, und die Zutraulichkeit des Herrn Justizraths ist nichts als unschuldige Freundschaft. Ich hab's immer gesagt und jetzt zeigt sich's.“

Jakob hätte der Frau gern eine sehr deutliche Antwort gegeben, aber er steckte die beiden Fäuste in die Taschen und er fand rasch die beste Antwort, er wendete sich um und ließ die Frau stehen.

Sie kam nicht wieder. Aber ein anderer Besuch, von dem er sich nicht abwenden konnte, erschreckte ihn noch mehr. Emil kam.

„Weißt du, daß die Mutter nicht daheim ist?“ sagte Jakob bald nach der ersten Begrüßung, wie in Furcht, daß ohne ihre Vermittlung bitterer Streit ausbrechen könnte. Emil berichtete, daß er Heister begleite und bereits die Erlaubniß habe, auf ein Jahr einen Stellvertreter einzusetzen.

Emil äußerte, daß er suchen wolle, in der Fremde sein Auskommen zu finden; man lebe hier zu Lande doch auf unsicherem Boden und wisse nicht, was morgen auskomme — da fühlte Jakob, daß der Sohn die Vergangenheit des Vaters kenne. In der ersten Minute preßte es ihm das Herz zusammen, so vor den Augen des Kindes zu stehen; er wollte Alles erklären, aber er dachte, es sei doch besser, daß er schweige, da auch

der Sohn schwieg. Jakob nahm sich nur vor, den Widerspruchsgeist des Kindes in nichts mehr zu reizen, sondern geduldig zu ertragen. Emil blieb nur kurz und beim Abschiede war er so weich, daß er dem Vater um den Hals fiel und ihn weinend bat, ihm Alles zu verzeihen.

Jakob nahm sich vor, Magdalena nichts von dem zu erzählen, was er an Emil wahrgenommen hatte.

Achtzehntes Kapitel.

„Den großen Lehnstuhl schickt dir der Herr Justizrath zum Ausruhen," sagte Magdalena nach ihrer Heimkehr, als ein großer Wagen voll Hausrath, Kleider und Linnenzeug ankam. Schmerzlich lächelnd fügte sie hinzu: „Und auf einen Wagen geht nicht Alles, was ich zu erzählen habe." Sie berichtete viel, sie war aber bedachtsam genug, nichts von der Anspielung des Pfarrers in der Leichenrede zu erzählen; sie hütete sich wohl, das schlummernde Leid in Jakob zu wecken.

Sie ahnte nicht, daß auch der Vater etwas verbarg, das nahe daran war, unwillkürlich sich kund zu geben. Denn Magdalena hatte auch eine große eingerahmte Photographie — Herrn und Frau Heister darstellend — mitgebracht, sie wurde sofort an die Wand gehängt über der Commode, auf welcher zwei gläserne Leuchter mit unversehrten Wachskerzen standen. Zaghaft brachte sie eine andere Photographie herbei, die ebenfalls angebracht werden sollte; es war das Bild Emils mit dem schnell angewachsenen Vollbart, den er sich in seiner kurzen Freiheit erzogen hatte. Als Jakob das Bild sah, schrak er zusammen und schaute betroffen auf Magdalena.

„Also findest du es auch?“ sagte sie, „der Herr Justizrath und ich haben's im selben Augenblick gesagt, er sieht ihm gleich; das sieht man erst jetzt und im Bild.“

Sie nannte Frieder nicht, und Jakob preßte die Lippen zusammen und nickte. Magdalena fuhr nach einer Weile fort: „O du himmlischer Vater! Es kann doch nichts Aergeres geben, als wenn ein Kind jedesmal mit einem Stich im Herzen an den Vater denken muß.

In den Nächten, wo ich jetzt in der Stadt war, habe ich mir Mühe gegeben, Alles aufzuschreiben, und ich glaube, ich habe Alles gesagt, was wir auf dem Herzen haben; es liegt bei meinem Brautkranz, und da werden die Kinder erfahren, daß wir unschuldig sind, wenn wir auch haben schwer büßen müssen, und wie wir als Eheleute gewesen sind, das haben sie gesehen.“

Jakob nickte wieder stumm, er fuhr nur mit der Hand über das Bild des Sohnes, wie wenn er ihn streicheln oder auch die Aehnlichkeit wegwischen wollte, dann ging er still hinaus und sah nachdenklich auf die Schienen; die hängen mit denen zusammen, auf denen jetzt sein Sohn in die Ferne zieht, wer weiß was aus ihm wird. Aber ein gesetztes Amt läßt nicht lange über den wunderlichen Zusammenhang aller Weltdinge grübeln, das Signal ertönte, Jakob stand stramm auf seinem Posten.

„Auf dem nächsten Jahrmarkt lassen wir uns auch abphotographiren,“ sagte Jakob mit ungewöhnlich heller Stimme, als er heimkam, „und alle Kinder. Wer weiß, wo sie noch hinkommen. Und jetzt will ich dir was

sagen," fuhr er fort, als er sich den Teller voll herausgeschöpft hatte und den Schöpflöffel Magdalena zuschob, denn er war nicht höflich und nahm sich stets zuerst, „ich sag dir: keine Stunde Kummer mehr."

„Ja, und wenn doch einmal eine grüne Latern' für uns käm, wir sind auch noch da."

Aus den Tagen der Entfernung, aus den Stunden des Schmerzes heraus gewannen Jakob und Magdalena ein neues Glück, als hätten sie erst jetzt einander voll und ganz errungen.

Neunzehntes Kapitel.

Die Tage vergingen in ruhiger alter Ordnung, das einzige Kind, das noch zu Hause verblieben war, Lisbeth der Nestling, hatte es in der Lesekunst bereits so weit gebracht, die Zeitung vorlesen zu können, aber freilich, so wie Albrecht war's doch nicht, und im Sommer 1866 brauchte man eigentlich gar keine Zeitung. Da gingen die Militärzüge hin und her, Tag und Nacht mußte man auf dem Posten sein, und Nachbar Süß bedauerte, nicht mehr Soldat zu sein, er hätte auch gern einmal gegen die Preußen drein gepfeffert. Nachbar Maier dagegen war sehr erbittert über den Krieg, er sah ihn als Krieg der Katholischen und Evangelischen an, und jetzt zum erstenmal erfuhr man, daß Süß katholisch war; er hatte nur der Frau zu lieb das Kind evangelisch taufen lassen.

Jakob hatte schon lange leise empfunden, daß er zwischen zweierlei Art von Hochmuth eingekeilt war. Süß hatte den soldatischen, Maier den religiösen Hochmuth; Jakob mußte sich von beiden Genossen belehren und auch schelten lassen. Die Truppen und ihre Führer, die auf der Bahn hin und her geschoben wurden, konnten nicht ahnen, welche wunder-

liche Gespräche, die nahezu in bittere Gehässigkeiten ausarteten, hier von den Bahnwärtern geführt wurden.

Magdalena hatte im Hause Heisters von den traurigen Zuständen im Vaterlande sprechen hören und besonders war ihr im Sinne geblieben, wie Heister gegen den Regierungsrath Hornung behauptete, daß trotz alledem doch nur von Preußen, das den Napoleon besiegt hatte, die Besserung kommen müsse. Sie theilte das Jakob mit, und die beiden Genossen staunten, wenn er Derartiges vorbrachte und er wußte auch noch gute Schlagworte aus der Zeitung drein zu mischen.

Emil war nach Landesgesetz als Lehrer frei und Albrecht hatte sich durch das Loos vom Militärdienst frei gespielt.

Der Krieg war schneller zu Ende, als man geglaubt hatte, auf der Bahn Jakobs wurde keine preußische Pickelhaube gesehen.

Von Emil kam bisweilen Brief, aber er schrieb immer in Eile, und in diesen kurzen eiligen Briefen war überdies etwas Gezwungenes, Fremdes. Das fühlten beide Eltern, und Jakob sagte: „Er mag zu thun haben, was er will, ein Mensch, der so gut in der Feder ist, kann sich eine Stunde Schlaf abbrechen und ordentlich schreiben. Aber er hat keine Liebe zu mir. Es steht ja da.“

„Wo steht's?“

„Da, da schreibt er: Ich betrachte den Herrn Justizrath als meinen Vater.... Das darf man nicht, das ist zu viel, ich leb' ja noch, ich glaub nicht, daß ich schon gestorben bin.“

„Mann, wie kannst du nur so reden? Das ist nur so gesagt, wie die Studirten reden."

„Mag sein, aber ich bin nicht studirt und du solltest mir meinen geraden Verstand nicht verdrehen wollen."

Er ging rasch davon, aber im Fortgehen warf er noch einen grimmigen Blick auf das Bild. „Ja, du bist der Frieder," sagte er, aber er sagte es nur in sich hinein.

Als Magdalena allein war, gestand sie sich, ihr Mann habe recht, und es sei gut, daß er sich durch keine Einrede von seinem geraden Verstand abbringen lasse; sie selber fand auch die Briefe Emils sehr unkindlich und hart, und als Jakob am Abend heimkam, sagte sie:

„Mit dem Emil hast du leider Gottes recht. Aber sieh, da ist ein guter Brief von Albrecht."

„Lies vor!"

Sie las und beide Eltern waren glücklich über die herzgetreue Art des Sohnes. Am Schlusse des Briefes hieß es: „Liebe Eltern, gebt acht, nächstens fliege ich an Euch vorbei."

Es klärte sich bald auf, was damit gemeint war.

Magdalena schnitt Gras am Bahndamm und sie dachte, wie schon das Gras auf dem Grabe der guten Frau Heister gewachsen, da kam ein Güterzug heran. Magdalena hatte sich dran gewöhnt, nicht mehr nach den Zügen aufzuschauen, aber heute riß etwas an ihr, daß sie sich aufrichtete und mit der Sichel in der einen und dem Grasbüschel in der andern Hand, nach dem Zuge schaute, und „Mutter!" rief's von der Lokomotive und vorbei sauste der Zug; ein dreifacher schriller

Pfiff, der an dieser Stelle sonst gar nicht bräuchlich ist, tönte nach. Magdalena warf Sichel und Gras weg und eilte zu ihrem Manne an den Ueberweg.

„Hast du ihn auch gesehen?" rief ihr Jakob entgegen. „Jetzt weißt, was das zu bedeuten hat: Ich flieg an Euch vorbei. Unser Albrecht ist Lokomotivführer."

„Und er hat mir Mutter gerufen."

Am Abend kam Albrecht, er hatte neben dem alten Führer seine Probefahrt gemacht und die Eltern waren glücklich mit dem Sohne, der es stetig immer weiter brachte. Man zeigte Albrecht die Briefe Emils und er sagte abgewendet in gezwungenem Tone: „Er ist halt ein Schulmeister und macht Redensarten."

Albrecht hatte in der Stadt und auf der Weltausstellung, wohin er mit der Maschine geschickt war, sich bereits vielfältige höhere Kenntnisse erworben, aber es kam ihm nicht in den Sinn, vor den Eltern damit zu prahlen, oder gar sie mit unverständlichen hohen Redensarten zu beschämen.

Zwanzigstes Kapitel.

Albrecht, der sonst so viel gute Ruhe mitbrachte, schien heute etwas von der Unruhe der Locomotive an sich zu haben; er hörte kaum zu, wie die Mutter sagte, die Locomotivführung sei doch eine gefährliche Sache, Jakob dagegen belehrte: „Gefährlich just nicht besonders, aber gar verantwortlich. Die Hauptsache ist, nicht schlafen; ich mein', nicht mit offenen Augen schlafen."

„Hörst, was dein Vater sagt?" stieß Magdalena ihren Sohn an, der unachtsam drein starrte.

„Ja wohl! Ja wohl!" sagte Albrecht sich aufraffend, „Ihr habt Beide recht."

Er wollte nach der Station, um mit dem Nachtzuge nach der Hauptstadt zurück zu fahren; dazu hatte es noch lange Zeit, aber er machte sich rasch auf den Weg.

Magdalena begleitete ihn.

„Ich geh' zu Nachbar Süß," erklärte Albrecht.

„Da begleite ich dich."

Die Mutter hatte wohl gemerkt, daß zwischen Albrecht und Viktoria etwas vorging, das ihn bestimmt hatte, so schnell nach einer Versorgung auszuschauen; sie war entschlossen, zeitig einzugreifen. Ihr Stolz, ihr Lieblingssohn, sollte Besseres haben auf der Welt. Sie war eine gute Mutter an allen Kindern, das ist

keine Frage, aber so schön und was noch mehr ist, so grundgut und was noch mehr ist, so bedachtsam war keines ihrer Kinder. Magdalena war voll Bangen, denn wenn ein Kind eine feste Neigung hat, wie soll man dagegen wirken? Es kann sein, daß man gerade dadurch eine mißliche Sache erst recht fest macht.

Noch nie waren Mutter und Sohn so lange schweigend neben einander gegangen, wie jetzt, denn Jedes wartete auf das Wort des Andern. Endlich begann doch die Mutter und fragte, wie hoch der Gehalt des Sohnes sei; er nannte die Summe und fügte halb zaghaft hinzu, daß er nun schon eine Frau ernähren könne.

Magdalena sagte nur: „Du hast Schwestern, die älter sind als du, und du thust gewiß gern etwas für sie, wenn sich ein Schick giebt, zur Aussteuer."

„Gewiß, Mutter! da soll's nicht fehlen."

„Auf den Emil zähl' ich in nichts."

„Ich auch nicht."

„Du könntest deinem Vater jetzt gleich eine große Freude machen, von dir thät er's annehmen."

„Saget nur, was es ist."

„Schau, dein Vater ist gar oft von schwerem Gemüth, er hat schon Schweres erlebt."

„Was denn? Darf ich's nicht wissen?"

„Wir wollen später einmal darüber reden. Du weißt, dein Vater ist ein Mann — von Wien bis Paris ist da noch kein besserer gefahren und wird kein besserer fahren, so lang das Eisen hält. Ich hab' dir nur sagen wollen, man kann deinen Vater mit einer Kleinigkeit glücklich machen, mit einem halben Nichts."

Albrecht lachte laut und die Mutter fragte: „Was lachst?“

„Ja Mutter, das erzähl' ich meinem Lehrer in der Mathematik: Meine Mutter ist so genau und sparsam, daß sie noch ein Nichts theilen kann.“

„Jetzt genug, ich will dir nur sagen: kauf deinem Vater ein neues Waldhorn aus deinem Geld, sag' aber nichts davon, daß ich dich dazu ermahnt hab'.“

Mit diesem Plan, das spürte Magdalena, war der Sohn wieder heimgezogen; die Süß mit sammt ihrer Tochter kriegt ihn noch nicht.

Im Hause des Nachbars Süß war Alles wohl aufgeräumt, die Stube und die Menschen, besser als je; Albrecht war offenbar erwartet worden. Mutter und Tochter waren überrascht, daß Magdalena mitkam; aber sie thaten, als ob das ein besonderes Glück wäre, und Viktoria war heute sehr zutraulich und auch ehrerbietig gegen sie, wie noch nie. Magdalena konnte, wenn es darauf ankam, doch auch falsch oder wenigstens höflich sein. Warum nicht? Man muß Alles können. Als Frau Süß mit ständigem Lachen sagte, die neue Beamtung Albrechts sei gewiß nur eine Durchgangsstation — sie wiederholte das Wort oft, sie war stolz darauf — er käme von da aus zu Höherem, stimmte Magdalena bei.

Eine Flasche Wein war bereit gehalten; man stieß an, man trank, und Frau Süß lachte hellauf, als Viktoria von ihrem Wein verschüttete. „Das ist ein gutes Zeichen!“ rief sie und lachte nochmals.

Als man Abschied nehmen wollte, gingen Frau

Süß und Viktoria noch mit. Vor dem Hause sagte Magdalena: „Geh du voran mit Viktoria, aber nicht zu schnell, wir kommen nach.“ Sie wollte nicht, daß die Beiden hinter dreingingen.

Nach einer Weile wendete sich Albrecht um und fragte:

„Mutter! Wollet Ihr nicht umkehren? Wird's Euch nicht zu weit und zu spät?“

„Nein. Du mußt noch auf einen Sprung mit mir ins Pfarrhaus zu deiner Schwester.“

„Die Frau Maier erzählt, es sei ein Besuch im Pfarrhaus, ein Missionär von den Menschenfressern,“ berichtete Frau Süß lachend; sie lachte immer, auch jetzt, wo sie doch sehr ärgerlich war, und auch wenn sie von Menschenfressern sprach.

Nicht weit vom Dorfe kehrten Frau Süß und Viktoria um.

Magdalena hatte ihren Zweck erreicht, sie nicht allein mit ihrem Sohne zu lassen, und es war ein übermüthiger Ton darin, als Magdalena beim Abschied für die gute Bewirthung und gute Begleitung dankte.

Wieder gingen Mutter und Sohn still dahin; am ersten Hause des Dorfes hielt Albrecht an und fragte:

„Mutter, meinet Ihr, daß was zwischen mir und der Viktoria ist?“

„Du hast mir noch nichts davon gesagt.“

„Und was haltet Ihr von ihr?“

„Wenn du mich ernstlich fragst, will ich dir ernstlich antworten; wenn du aber fragst und schon beschlossen hast —“

„Es ist noch nichts beschlossen.“

„So rath' ich dir: nimm drei Locomotiven und fahr davon. So viel Sterne als da über uns sind, so vielmal dank' ich Gott, daß du noch frei bist und keine falschen Versprechen gemacht hast.“

Nicht heftig und mit keinem bösen Worte, sondern ruhig und klar setzte Magdalena ihrem Sohne auseinander, wie er sich für sein ganzes Leben unglücklich mache, wenn er sich mit Viktoria verbinde; sie sprach so eindringlich, daß ihr Albrecht endlich die Hand gab und sagte: „Mutter, es ist nichts und wird nichts. Ich bring' Euch keine Frau, die Ihr nicht auch von Herzen gern haben könnt.“

„Meinetwegen allein sollst du's nicht aufgeben, es ist deinetwegen. Ich weiß, es thut dir jetzt weh, aber es wird dir später wohlthun und du hast kein gebrochenes Wort auf deinem Gewissen.“

Der Athem Albrechts ging rasch und schwer, Magdalena nahm wieder auf.

„Ich kenn' dich. Du hast gemeint, du hättest da Pflichten, und hast dich zwingen wollen, denen nachzukommen. Es ist nicht möglich, daß du da mit ganzer froher Seele dabei bist. Drum ist's jetzt besser so.“

Die Mutter hatte vollkommen recht. Albrecht hatte sich mit großem Eifer Kenntnisse zu erwerben gesucht, hatte sich einen höheren Lebensplan gestellt und denselben wegen Viktoria wieder aufgeben wollen. Jetzt war er frei.

Mit beruhigtem Gemüthe kamen Mutter und Sohn beim Pfarrhaus an, wo mehrere Stuben hell erleuchtet waren.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Die Pfarrersleute waren noch bei Tische, mehrere Gäste waren da und es wurde laut gesprochen; aber die Pfarrerin hatte ein feines Ohr, sie hörte doch, daß draußen in der Küche bei Lena Fremde waren. Sie kam heraus und that es nicht anders, Magdalena und Albrecht mußten in die Stube und sich noch mit zu Tische setzen. Sie wurden allseitig willkommen geheißen, denn die Pfarrerin sagte geschickter Weise, die Herren hätten das Essen gelobt, das Lob gebühre der Frau Magdalena, die ihre Tochter in Allem unterwiesen habe.

Unversehens wurde Magdalena der Mittelpunkt der Gesellschaft, da die Pfarrerin hinzusetzte: „Ja, unsere Frau Ketterer, die kann nicht nur gut kochen, sie kann auch Kinder erheitern wie keine zweite. Unser Aeltester, der Student, war ein sehr eigensinniger Knabe, und als er eines Mittags sich zum Schlafen niederlegen sollte, weinte und schrie er, daß Lena, die damals noch Schulkind war, ganz verzweifelte und wir uns nicht zu helfen wußten. Da kam Frau Ketterer und sagte: Ach was! So schlaft ein Kind nicht ein und so thut's ihm nicht gut. Erheitern muß man ein Kind. Sie nahm nun Rudolph auf den Schoos, und bald lachte

er mit Thränen auf den Backen und bald schlief er und lächelte noch im Schlaf."

Magdalena war doch einigermaßen verlegen über Erwähnung dieser Kleinigkeit, aber die gelehrten Herren fanden diese Methode sehr pädagogisch. Ein fremder Mann fügte hinzu, er habe Aehnliches auch bei Heidenbekehrungen angewendet. Es war der Mann, dem zu Ehren das Festmahl heute Abend bereitet worden, ein Missionär aus Ostindien, der als Gast im Pfarrhause eingekehrt war, ein schlanker junger Mann, von kühnem und entschlossenem Gesichtsausdruck. Er erzählte auch, wie mühselig es ihm geworden, in fremdem Lande sein eigener Koch zu sein, und daneben, wie seltsam die Heiden ihre Speise bereiten. Er erzählte gut und Alles hing an seinen Lippen.

Als er das Tischgebet gesprochen hatte, setzte er sich zu Magdalena und Albrecht und sprach zutraulich mit ihnen. Er fragte Albrecht, ob er nicht Lust habe, bei der Eisenbahn in Ostindien in Dienst zu treten. Albrecht verneinte, und Magdalena setzte hinzu: „Unsere Kinder sind nicht so für die weite Welt."

Warum sagte sie: unsere Kinder? Sie wußte es nicht; aber es ist wie ahnungsvoll, daß manchmal solches sich unwillkürlich ausspricht.

Die fremden Pfarrer rüsteten sich zum Gang nach der Station, um heim zu reisen, sie waren alle vom Wein und vom Reden erhitzt.

Der Pfarrer und der Missionär begleiteten sie; der Missionär sagte, er habe wichtige Briefe aufzugeben, die er gerne selber besorge.

Der Pfarrer ging mit seinen Amtsbrüdern, wie zufällig blieb der Missionär eine Strecke zurück mit Albrecht; er schien an dem offenen Wesen des jungen Mannes entschiedenes Wohlgefallen zu haben. Einmal sagte er sogar: „Sie haben offenbare Aehnlichkeit mit Ihrer Schwester.“

Die Schwester hatte indeß der Mutter ein Stück Weges das Geleit gegeben.

„Er ist ein recht manierlicher Mann, der Missionär,“ sagte Magdalena, „und er kann auch weltlich reden. Woher ist er denn gebürtig?“

„Ich glaub' da drunten vom Rhein her, da bei Holland.“

„Hat er dir das selber gesagt?“

„Nein, heißt das ja, die Pfarrerin hat mir's gesagt, aber er auch.“

„Was sagt die Pfarrerin sonst von ihm?“

„Sonst? Nichts.“

„Spricht sie nicht davon, daß es eine Glückseligkeit wäre, Missionärsfrau zu sein?“

„Nein Mutter, im Gegentheil, sie macht einem schaudern davor. Ihr wisset ja, sie ist auch fromm und gläubig, sie ist aber nicht so fürs Bekehren, wie der Herr Pfarrer; ich glaub', der ging heut' noch gern. Aber jetzt muß ich umkehren. Gut Nacht, Mutter.“ Sie umarmte die Mutter heftig und rannte davon. Eine Strecke entfernt rief sie noch:

„Mutter! Die Herren wollen morgen zu Euch kommen. Gut Nacht.“

Magdalena ging nachdenklich durch die stille Nacht heimwärts.

Das Kind wird doch nicht schon ans Heiraten denken und nun gar . . .

Der Zug pfeift, jetzt treffe ich ihn noch wach, sagte Magdalena, an ihren Mann denkend. Was hat sie ihm nicht Alles zu erzählen! Daß Albrecht los ist, aber Lena vielleicht schon angebunden.

Im Nachbarhause bei Süß war kein Licht mehr. Magdalena mußte nicht weit von Numero 373 warten, bis der Zug vorüber war, und wie sie an der Bahn stand, meinte sie, der Zug fahre grad auf sie los; sie war schreckhaft, sie hatte eben heute gar so viel auf der Seele.

Zu Hause traf sie Jakob bereits schlafend, er schlief immer schnell ein; sie mußte nun so Vieles, was sie zu berichten hatte, still tragen bis zum andern Morgen.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Das Kind wird doch nicht schon ans Heiraten denken und nun gar ...

Ja, gestrenge Mutter im Neste, die Jungen sind ausgeflogen, dort am Schwarzdornhag steht deine älteste Tochter, pflückt einen Haselzweig ab und zerbeißt ihn, und wie sie jetzt den Pfiff der Locomotive hört, sagt sie fast laut vor sich hin: Die zieht die Menschen fort in die weite Welt hinaus ...

Sie sieht zu den Sternen auf und denkt daran, wie der Missionär ihr von den wunderbaren Sternbildern geredet hat, die man in Ostindien sehe.

Was hat er doch Alles mit ihr geredet!

„Hätten Sie einen innern Trieb, für unsern heiligen Glauben auch etwas Besonderes zu thun?"

„Wenn ich was Besonderes thun kann, von Herzen gern. Aber ich wüßt' nicht."

Seltsam! Er sagte auf dies erste Gespräch nichts weiter, er ging davon, wie wenn auf solche Reden keine Antwort nöthig wäre.

Es muß die besondere Art der Missionäre sein, ein Gespräch so halbgar stehen zu lassen; just ungeschickt wäre das nicht, denn das stöbert das Innere des Andern auf und macht ihn nachdenklich.

Bei Lena war dieser Zweck entschieden erreicht, denn sie dachte, er wird doch mein Sparkassenbuch nicht wollen? Das kann Gott nicht verlangen. Oder wär's vielleicht? . . .

Das war das erste Gespräch, das beim Bügeln der Feinwäsche im großen Hausflur geführt wurde. Das zweite Gespräch gab nicht gerade Antwort auf die stehen gebliebene Frage, aber man konnte sie doch drauf deuten, denn diesmal — es war beim Wringen der großen Wäsche im Garten — setzte er sich und fragte, ob sie gern Unterricht gebe im Handarbeiten, und als sie bejahte, schilderte er ihr, welch eine Gottseligkeit es sei, die Kinderseelen unter den Heiden einzusammeln und zu Gott zu führen.

Lena wusch ruhig weiter.

Wunderlich, daß der Mann für sie ganz allein so eine Predigt hält, oder hat das was zu bedeuten? Sie wrang einen Kissenüberzug aus, bis kein Tröpfchen mehr herauskam. Der Missionär schwieg lange still und fragte endlich, ob sie die älteste Tochter des Bahnwärters Maier kenne.

Auf bejahende Antwort fragte er wieder, was sie von ihr halte. Lena erklärte, daß sie schon als Kind ins Pfarrhaus gekommen sei, wenig Umgang habe, und sich nicht getraue, über Menschen zu urtheilen, die sie nicht genau kenne.

„Immer brav! Das gefällt mir," sagte er wieder und ging abermals davon.

Ein drittes Gespräch war schon deutlicher. Er sagte ihr — diesmal war's in der Küche am Herde, sie

hatte ihm Feuer gegeben für seine Cigarre — welch eine weise Einrichtung es sei, daß den Missionären von der Oberleitung die Ehefrauen zugewiesen werden, die den Beruf zum heiligen Werke fühlen, denn ohne diesen sei kein Segen der Gemeinschaft denkbar.

Er fügte hinzu, wie die unglücklichen Ehen davon stammen, weil man sie auf ein Gefallen, auf das, was man geheimen Zug nenne, baue, „wir aber," schloß er, „wir fragen, wie liebst du unsern Gott und Vater."

Lena antwortete nichts und legte ein frisches Scheit an das Feuer.

„Verstehen Sie mich? Hören Sie mich?" fragte der Missionär.

„Ja wohl, ich höre."

Er erklärte nun, daß es da keine schwärmerische sogenannte gute, aber auch keine zänkische und böse Ehe gebe, sondern eben eine fromm dienende.

„Wem das recht ist, für den mag das gut sein," entgegnete Lena und dachte in sich hinein: dienende Ehe! Wenn ich lebenslang dienen soll, bleibe ich lieber da, wo ich bin, und bleibe ledig.

So dachte Lena zurück, während sie mit ihren scharfen Zähnen den Zweig zerbiß; da hörte sie die Stimme des Missionärs, der rief:

„Das ist mir lieb, daß ich Sie treffe."

„Ich habe meine Mutter ein Stück Weges begleitet," entgegnete Lena.

„Welch eine prächtige Frau! Und Ihr Bruder ein Herzmensch!"

„Es freut mich, daß sie Ihnen so gefallen."

„Und Lena! Ahnen Sie nicht, welche Briefe ich abschickte und selber aufgab?"

Sie schüttelte den Kopf, und er fuhr fort:

„Ich habe meine Oberen gebeten, mir zu erlauben, eine Frau zu wählen, die durch die Gnade des Himmels mir begegnete. Ich zweifle nicht, daß ich bejahende Antwort erhalte und dann —"

Er hielt inne und erst nach tiefem Athemholen fuhr er fort:

„Lena, willst du mir in die weite Welt folgen? Willst du?"

„Ich muß ja."

„Du mußt?"

„Ja. Ich kann ja nicht anders."

Die Beiden umarmten sich und hielten sich umschlungen. —

Schnell aber riß sich der junge Mann aus den Armen des Mädchens los, und nur leise sagte er: Kniee mit mir!

Die Beiden knieten auf der Erde, und mit zitternder Stimme sprach der Missionär: „Du Allvater! Lenke das Verlangen, das uns einander zuführt, zu deinen Gnaden. Gieb uns Kraft, heilige uns zu deinem Dienste und stehe uns bei im Leben und Sterben. Amen."

Lena weinte so heftig, daß sie ihren Kopf an seine Brust legen mußte, er aber hielt die Hände gefaltet.

Endlich richteten sie sich auf, und Lena sagte:

„Ich meine, ich dürfte dir keinen Kuß mehr geben, du bist so heilig."

„Nein, ich bin auch ein schwacher, sündhafter Mensch.“

„Ja, sündhaft sind wir ja leider Gottes Alle —“ stimmte Lena bei. Sie gingen Hand in Hand einige Schritte, und das war ganz die Tochter Magdalena's, als sie stillestehend sagte: „Nicht wahr, man kann fromm und gottesfürchtig sein und doch die Schleife am Halstuch ordentlich binden? Komm, es ärgert mich schon lang, daß du dein weißes Halstuch umbindest wie einen Strick. Komm, laß mich's besser knüpfen.“

Demüthig und schalkhaft zugleich ordnete sie ihm das Halstuch zierlich. Er preßte die Lippen und hielt den Athem an, und wie vor sich selbst fliehend, rief er Gut Nacht und eilte davon.

Einzeln kehrten sie ins Pfarrhaus zurück, noch sollte die Verlobung geheim bleiben.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

„Ich hätt' dir gestern Abend noch gern was erzählt," sagte Jakob andern Morgens, „die Tochter von unserm Nachbar Maier wird Braut mit dem Missionär, der im Pfarrhaus wohnt; er ist deswegen kommen."

„So? Und ich hätt' dir gestern noch gern grad das Gegentheil erzählt."

Sie berichtete vom Pfarrhause und was sie vermuthe, sie ging in ihrem Eifer bereits so weit, Alles als sicher darzustellen.

Jakob war ein geduldiger Zuhörer, zumal wenn er Kartoffeln schälte, und heute war noch ein besonderer Tag, es gab von heute an keine Kartoffeln mehr, bis man neue austhat. Endlich sagte er:

„Das Rickele ist mir gestern begegnet und hat mir gesagt, der Eichbauer habe noch gute Kartoffeln. Was meinst, sollten wir nicht noch ein Simri kaufen oder entlehnen, bis wir neue haben?"

„Mann!" rief Magdalena — wenn sie Mann sagte, war sie immer ärgerlich — „Aber Mann, hast denn nicht gehört, was ich erzählt hab?"

„Freilich."

„Und was meinst?"

„Das Kind ist noch zu jung, und ich glaub auch nicht, daß ein Kind von uns zu dem heiligen Geschäft paßt."

„Die Lena ist in Allem unterwiesen wie eine Pfarrerin. Und eine besonders schöne Sache ist noch dabei: der Missionär, ich hab ihm das vornehme Wesen gleich angesehen, ist von adligem Geschlecht, vom vornehmsten. Baron von Drachenstein heißt er."

„So? Das gilt aber da nichts. Unser Heiland und die Apostel sind, so viel ich weiß, nicht von Adel gewesen. Hab noch nie gehört, daß man vom Baron von Paulus und vom Graf von Petrus predigt."

„Aber Vater, du bist ja ein wahrer Heid, ein Ketzer; dich sollt man zuerst bekehren."

Jakob wischte sich den Mund und sah pfiffig drein, er war heute besonders gut aufgelegt; er nahm wieder auf:

„Wenn so ein Missionär von den Menschenfressern verspeist wird, ich glaub nicht, daß ein Adliger anders schmeckt wie unser eins."

„Aber Mann, woher kommst du zu solchen Redensarten?"

„Meine Zeitung ist mein Lehrmeister, und ich sag dir, wenn's damals Zeitungen gegeben hätt', die Apostel hätten auch Zeitungen —"

„Jetzt genug! Ich will nichts weiter hören. Halt dich bereit, wenn ich dich rufen lasse."

Jakob ging schmunzelnd davon, er ist zufrieden mit sich, er hat seiner Frau die Flausen zerstreut.

Magdalena mußte sich besinnen, was sie denn eigentlich für heute Besonderes vorhatte; ja, jetzt fiel's ihr ein, die Kleider der Frau Justizräthin müssen gesonnt werden. Sie hatte sie bisher noch nicht ans Tageslicht gebracht, weil sie den Neid der Nachbarinnen nicht erregen wollte, aber jetzt kommt der Neid doch und da gehts in Einem hin.

Als sie die Kleider im Garten aufhing, besonders die schwarzseidenen und auch die von grauem Barege, sagte sie in sich hinein: die passen für eine Missionärin und für eine Baronin. Wer weiß, ob die Selige nicht geahnt hat, was kommen wird; nicht umsonst hat sie gesagt: die Kleider sind einstmals für deine Töchter.

Die Nachbarinnen bemerkten nichts, nur die Sonne sah die schönen Kleider und den großen Shawl, der auf der Wiese lag.

Die Sonne stand hoch und stieg nieder, der Missionär kam nicht und auch keine Botschaft aus dem Pfarrhause. Dafür aber kam etwas, woran man nicht mehr gedacht hatte. Der Hülfswärter brachte von der Station eine kleine Kiste. Die Frau Justizräthin ist ja todt, wer kann denn was schicken? Magdalena öffnete, und aus vielen Umhüllungen blinkte es ihr golden entgegen: ein schönes Waldhorn, und in der Mundspitze lag ein Zettel mit den Worten:

„Meinem lieben Vater zur Lustbarkeit, von seinem Sohne Albrecht."

Magdalena wartete ab, bis Jakob mit seiner Tafel bahnaufwärts die Strecke beging, dann eilte sie in das Wartehäuschen am Ueberweg und legte das

Waldhorn mit dem Zettel auf den Stuhl; schnell versteckte sie sich im Hopfengarten, von wo sie Alles übersehen und hören konnte.

Weit drüben über den Vogesen ging die Sonne hinab und vergoldete die Schienen hier, und aus dem Bahnhäuschen tönte es wunderbar, bis der Eilzug kam. Als der Zug vorüber war, eilte Jakob ins Haus:

„Das hast du mir hingelegt, du Wetterhex! Ja, es macht mich glücklich und wieder ganz jung, und ich kann noch blasen. Der Bub ist brav, er hat's behalten, daß ich ihm vor Jahren einmal das Verlangen ausgesprochen."

Magdalena nickte still. Als der Mond herauf kam, blies Jakob abermals, daß es weit hinaus schallte, bis ins Dorf hinein, wo die Menschen verwundert fragten, woher der längst verklungene Waldhornklang ertöne.

Jakob mochte das ahnen, denn er sagte:

„Ja, Mutter, das kann auch bös sein. Die Menschen werden jetzt fragen, woher kann er denn so blasen? und da werden sie nachforschen nach dem, was vergangen ist."

„Verdirb dir deine Freude nicht," tröstete Magdalena, „sie wissen alle, daß du Postillion gewesen bist, und weiter ist's nichts."

Jakob blies abermals, und sie hörten nicht, daß zwei Menschen gekommen waren, die plötzlich vor ihnen standen.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

„Vater, Ihr seid's, der so schön . . . Mutter! Da ist . . .“

Weiter konnte Lena nicht reden. Sie lag der Mutter am Hals.

Jakob war aufgestanden und stand Aug in Auge dem Fremden gegenüber, der gerade so groß war, wie er selber. Er faßte die Hand des Fremden, sie war schmal und fein wie sein Antlitz.

„Grüß Gott,“ sagte Jakob, und mit wohlklingender zum Herzen dringender Stimme erwiderte der Fremde: „Ja. Gottes Gruß über uns!“ Er erklärte, daß er Lena zur Frau begehre; er habe bei seinen Oberen angefragt und vor einer Stunde ein Telegramm erhalten, das die Einwilligung gab, mit dem Zusatze, daß er andern Morgens sofort nach England abreise.

Mutter und Tochter standen Hand in Hand und warteten auf das Wort des Vaters, der sich wieder gesetzt hatte.

Der Fremde wurde dringender, indem er wiederholte:

„Ich bitte um Ihre Einwilligung.“

Noch immer antwortete Jakob kein Wort und der

Fremde, der im Blicke Jakobs gelesen hatte, rief mit bewegter Stimme:

„Ich bitte, sagen Sie nicht Nein, denn meine erwählte Braut, die mir bestimmte Frau, müßte mir gegen Ihren Willen folgen. Sie wissen ja, daß man Gott noch mehr als den Eltern nachfolgen muß.“

Die Mienen Jakobs verfinsterten sich, er zog die Brauen zusammen und richtete einen scharfen Blick auf den Fremden und dieser Blick sagte: Bist denn du schon Gott?

„Vater, ich bitte, saget doch ein Wort,“ fiel Lena ein. Jakob strich sich mit der ganzen Hand über das Gesicht, dann fragte er:

„Ja, Lena, hast denn überlegt, was das heißt? Fürchtest du dich nicht, so in die fremde Welt hinaus und Allem nach auf ewig von deinen Eltern fort?“

„Nein,“ entgegnete Lena, „der himmlische Vater ist überall bei uns, und ich bin nicht in der fremden Welt, ich bin daheim bei meinem Mann.“

Jakob nickte fast lächelnd: die hat im Pfarrhaus studirt, die ist geistlich, die kann reden, wie von der Kanzel.

„Gut. Also gut,“ sagte er. „Wie heißen Sie?“

„Drachenstein.“

„Also Herr Baron von Drachenstein.“

„Nicht so, ich heiße Pfarrer.“

„Aber den Namen behalten Sie doch? Also Herr Baron oder Herr Pfarrer, was wird Ihre Familie sagen, wenn Sie ein Kind von ganz geringen, ich sage, ganz geringen Leuten heiraten?“

„Meine Mutter, die noch lebt, und die ich benachrichtigt habe, denkt ganz so wie ich; aber ich bin nicht mehr der Sohn meiner Familie, bin kein Baron, sondern ein Knecht des Herrn."

„Gut. Das wäre also abgemacht. In Ordnung. Jetzt will ich Ihnen was sagen. Ich bin ein ehrlicher Mann . . . das ist mein Stolz . . . Ich will zuerst allein mit Ihnen reden, und hernach erst soll Ihr Wort gelten."

„Aber was ist denn? Ich kenn den Vater gar nicht. Was hat er denn? So hab ich ihn noch nie gesehen. Was ist denn?" pisperte Lena der Mutter zu; Jakob, der dies bemerkt hatte, wandte sich zu Magdalena:

„Mutter, thu mir die Liebe und widersprich mir jetzt mit keinem Wort."

„Ich? O gewiß nicht!" rief Magdalena und ihr Antlitz strahlte. „Du thust was recht ist. Recht hast du."

„So kommen Sie mit mir," sagte Jakob und verließ mit dem Fremden die Stube.

„Was hat der Vater? Was hat er auf dem Herzen? Was ist denn geschehen? Ich habe nie gewußt, daß er ein Geheimniß hat und daß er so reden kann."

„Laß deinen Vater! Kein Mensch auf der Welt, außer mir, weiß, was für ein Herzmensch, was für ein rechtschaffener und starker Mann er ist. Lena! Wenn dein Mann die Probe besteht, dann wirst du ganz glücklich und der Segen vom Himmel ist auf Euch und ich bin ohne Sorge um dich."

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Draußen auf der Bank saßen die beiden Männer. Jakob fuchtelte mit der rechten Hand in der Luft, mit der linken faßte er die Bank. Er schien das erste Wort nicht finden zu können. Der Missionär begann daher:

„Ich hab's Euch an den Augen angesehen, daß Ihr schon Schweres erlebt habt.“

„So? Sieht man mir's an den Augen an?“

„Ja, aber nicht Jeder, denn noch Niemand hat Euch so angesehen, wie ich. Eure Augen sprechen, daß sie schon im bittersten Harm feucht geworden sind.“

„Herr! Was sind Sie für ein Mensch, der das so sieht?“

Er hielt wieder an, und der Missionär bat ihn, offen Alles zu sagen, was er auf dem Herzen habe.

„Ja, ja,“ nahm Jakob auf, „aber sagen Sie mir zuerst: Haben Sie sich nach mir erkundigt?“

„Nein.“

„Auch bei unserm Herrn Pfarrer nicht?“

„Nein.“

„Ich glaube auch nicht, daß er weiter von mir und von der Mutter weiß. Herr! Wir ... wir haben im Zuchthaus gesessen.“

„Unschuldig?“

„Die Mutter unschuldig, ganz unschuldig, aber ich . . . schuldig.“

„Das ist schon brav, daß Ihr das gradaus sagt.“

„Ja, Herr! Ich wollte, der Herr Justizrath wär da, aber er ist in Frankreich und da muß ich selber berichten. Also: Es war eine Nacht wie heute, da hat's angefangen und es war eine Nacht wie heute, da hat's geendet.“

Jakob preßte beide Hände zwischen die Kniee, beugte den Kopf und erzählte wie in den Boden hinein, wie er gesündigt und wie er gebüßt, und er schloß:

„Herr! Ich spür's noch oft, wie wenn mir Ketten an die Füße angeschmiedet wären, die keine Feile abthun kann. Der Herr Justizrath hat mir gesagt, gerichtlich sei Alles ausgelöscht, aber was ich gelitten habe, das kann ich in hundert Nächten nicht sagen und das kann keine andere Menschenseele ausdenken —“

„Doch, doch,“ fiel der Missionär dem Stöhnenden in die Rede. „Doch, ich weiß. Das wilde Heer ist durch Eure Seele gezogen, Wölfe, Drachen, Hundehetzen, Peitschen. Oft habt Ihr gewünscht: wenn ich nur unter den Rädern der Locomotive läge — und dann hat das Denken an Eure Kinder Euch am Leben erhalten —“

„Ja, so war's.“

Der Missionär fuhr fort: „Ich sehe, ich höre, wie Ihr beim Erwachen spracht: Warum kann man nicht aufwachen und Alles ist nicht wahr, man hat das

Schreckliche nur geträumt, und oft hast du gemeint, die Erde weicht, der Himmel stürzt ein, in jedem Trunk Wasser, in jedem Bissen Brod hast du Bitterniß verspürt —"

„O Himmel! Haben Sie denn auch einmal so was begangen, daß Sie das Alles so wissen?"

„Nein, dem Herrn sei Dank, es ging an mir vorüber, und im Namen unseres Gottes und unseres Erlösers sage ich dir: du bist hoch begnadigt, daß du aus der Zerknirschung dich aufgerichtet hast —"

Jakob war an der Bank auf die Erde gesunken und kniete. Der Missionär richtete ihn auf und rief:

„Komm zu mir, Bruder! Vater der mir von Gott Beschiedenen! Ich danke dir, du Weltenschöpfer, du Weltenversöhner, daß du mich nach deinem unerforschlichen Rathschlusse hiehergeführt."

Der Missionär umarmte Jakob und küßte ihn, dann rief er:

„Laß diesen Kuß dir ein Bürge sein, daß du die Liebe verdienst, daß du die Liebe hast von einem Diener des Herrn und wie ich in innerster Seele weiß, rein dastehst vor Gott dem Herrn."

Jakob faßte mit Kraft die Hand des Mannes, aber sein ganzes Wesen zitterte.

„Die Weibsleute haben lang gewartet," sagte er endlich: „komm, jetzt wollen wir ihnen die frohe Botschaft bringen."

Und es war eine frohe Botschaft. Der Missionär küßte der Mutter die Hand. Das war vielleicht doch noch ein Rest aus früherer Gewöhnung, und Magdalena

rief: „Meine Hand ist noch nie geküßt worden. Lena,“ fügte sie dann hinzu, rasch einen heitern Ton einschlagend, „Lena gieb du ihm einen rechtschaffenen Kuß von mir auf den Mund.“

Magdalena umhalste und küßte Jakob. Noch nie hatte ein Kind solche Zärtlichkeit der Eltern gesehen, und Jakob, sich aus den Armen seiner Frau los machend, sagte schmunzelnd und feuchten Auges: „Ist gut, Mutter! Es ist noch eine Flasche Wein da, die die Frau Justizräthin das letztemal hier gelassen hat, ich hab sie eingegraben, jetzt soll sie auferstehen.“

Die beiden Paare stießen an und das Brautpaar war's zufrieden, daß man nicht aufstand, bis die Flasche leer war.

Jakob begleitete noch das junge Paar bis zum Dorfe und als er heimkam, saß Magdalena schlafend im Heister'schen Lehnstuhl.

Mit leisem Tritte holte er sein Waldhorn, setzte es an die Lippen und blies einen Choral. Magdalena erwachte und Jakob rief, das Waldhorn absetzend, mit heller Stimme: „Mutter! Der jüngste Tag ist da, wir sind auferstanden in Seligkeit.“

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Zu ebener Erde in der Studirstube des Pfarrers war noch Licht, und als der Missionär und Lena die Hausthür öffneten, kam ihnen der Pfarrer mit der Lampe in der Hand entgegen.

Der Pfarrer war bis vor einer Stunde auf dem Eichhof gewesen und hatte erst bei der Heimkehr von der schnellen Verlobung gehört. Er ließ die Beiden in seine Studirstube eintreten und sprach seinen Glückwunsch aus, dann sagte er, der Herr Amtsbruder solle noch bei ihm bleiben.

„Ich möcht nur noch fragen," sagte Lena im Gehen, „wie steht's mit der jungen Eichhofbäuerin?"

„Sie ist schwer krank."

„Und das Kind?"

„Ist frisch und gesund und deine Schwester ist ein wahres Glück für das ganze Haus, sie ist aber von den Nachtwachen so abgemattet, daß deine Mutter oder eine andere gute Frau ihr Hülfe leisten muß."

Lena ging in ihre Kammer. Der Pfarrer hieß den Missionär sich zu ihm setzen und machte eine große Einleitung, wie grundbrav, wie tadellos das Leben von Lena's Eltern sei; mit stockender Stimme setzte er

hinzu, daß die Beiden nicht wüßten, wie er im Auftrage des Vereins für entlassene Sträflinge sie besonders im Auge habe.

Der Pfarrer fügte hinzu, daß die Kinder nichts von der Vergangenheit der Eltern wissen; der älteste Sohn sei ein unruhiger Charakter, der noch gut und schlecht werden könne, die anderen aber seien wahre Muster von Bravheit und Frische; noch könne er nicht entscheiden, ob es besser wäre, man sage ihnen, was vorgegangen, oder man lasse es in Hoffnung, daß es vielleicht verborgen bleibe, auf den Zufall ankommen.

Als der Missionär die aufrichtige Beichte Jakobs und dessen Qualen erzählte und wie er da in den tiefen Grund einer einfachen Seele geschaut, sagte der Pfarrer, er habe dem Manne solche Tiefe nicht zugetraut, obgleich der eigenthümliche Glanz seiner Augen Ungewöhnliches vermuthen ließ. Der Pfarrer war ein echt menschenfreundlicher, sein Amt mit heiligem Ernst pflegender Mann, aber eine leise Verdrossenheit konnte er doch nicht unterdrücken, daß ein Mann aus seiner Gemeinde und noch dazu Jakob, dessen Tochter er so viele Jahre im Hause hatte, die Heilung seiner Seele einem Fremden anvertraute. Allerdings mußte er sich wieder sagen, daß das Bekenntniß Jakobs eine einfache That der Rechtschaffenheit war.

Die beiden Geistlichen ergingen sich in der Betrachtung, wie eine völlige Wiedergeburt und Reinigung sich vollziehe. Sie besprachen das große Räthsel — das für sie freilich keines war — daß die Menschenseele nur durch den Leidenstod zum echten ewigen Leben

auferstehe; sie waren darin einig, daß ein Gefallener, der sich wieder aufrichtet, um so höher steige, wie denn alle Religion sich an die Sündigen wende, und Sündige seien alle Menschen, die sich ihr Thun und Lassen ehrlich bekennen.

Im Pfarrhause und im Bahnhäuschen da draußen gab es in dieser Nacht wenig Schlaf.

Beim ersten Frühzuge standen Jakob und Magdalena am Wegübergang; es pfiff schon von Ferne ungewöhnlich, und richtig! Albrecht stand auf der Locomotive. Der Vater war stramm und aufrecht wie die zusammengewickelte Fahne in seiner Hand, aber Magdalena hielt in der einen Hand dem Sohne das hellglänzende Waldhorn entgegen und mit der andern Hand deutete sie auf den Vater.

Als der Zug vorüber war, ging Magdalena nach dem Pfarrhause, Jakob aber gönnte sich's, Tagwacht zu blasen, und erst, als die Glocke vom Dorfe läutete, hielt er an, nahm die Mütze unter den Arm und faltete die Hände zu stillem Gebete.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Der Pfarrer hielt zweimal in der Woche, früh am Morgen bevor die Leute ins Feld gingen, öffentlichen Gottesdienst.

Magdalena begegnete ihrer Tochter, als sie gerade mit dem Gebetbuch in der Hand aus dem Pfarrhaus kam.

„Grüß Gott! Ich hab's gewußt, daß Ihr kommet, Mutter,“ sagte Lena; weiter wurde kein Wort gesprochen. Die Beiden gingen still mit einander, und in der Kirche beteten sie aus Einem Gebetbuch.

Der Pfarrer überließ das Vorbeten des Vater-Unser dem Missionär und seine Stimme klang wunderbar. Mutter und Tochter weinten.

Nach Beendigung des Gottesdienstes eilte Lena ins Pfarrhaus, sie hatte Wasser über dem Feuer stehen; der Herr Pfarrer will immer bald den Kaffee, und heute ist noch ein Anderer da, dem sie gern das Beste bereitet hätte.

Magdalena wurde von der Nachbarin Frau Maier begrüßt, die selbstverständlich keinen Wochengottesdienst versäumte, und es war kein Geringes, daß Frau Maier der Nachbarin mit aufrichtigem Tone Glück wünschte.

„Zu was?“ fragten andere Frauen, die sich herzu gesellten. Die Verlobung Lena's mit dem Missionär wurde verkündet.

„Es soll ja ein Baron sein,“ rief die Bäckersfrau. Es wurde bestätigt, und die Bäckersfrau eilte heimwärts, um die große Nachricht ihren Kunden mitzutheilen.

Dafür kam eine andere Frau schnell athmend mit dem Gebetbuch in der Hand; es war Frau Süß.

Sie schimpfte auf die Dorf-Uhr, die nicht richtig mit der Bahn-Uhr gestellt sei; dadurch habe sie den Morgengottesdienst versäumt. Als sie die Kunde von der Verlobung hörte, rief sie:

„Es ist ja ein Baron, das ist eine große Ehr!“

„Davon spricht man nicht zuerst,“ ermahnte Frau Maier, „da und da,“ sie deutete auf die Kirche und auf den Friedhof, „ist davon keine Rede.“

„Und ich brauch keine Rede von Ihnen,“ entgegnete Frau Süß heftig schreiend.

Als Magdalena zu beschwichtigen suchte, rief Frau Süß höhnisch:

„So? hat die Advokatenmagd jetzt auch schon predigen gelernt? Ich könnte der Welt auch was predigen. Wart nur!“

Magdalena entfernte sich ohne ein Wort zu erwidern. Sie ging ins Pfarrhaus, wo sie die Pfarrersleute und den Missionär beim Frühstück traf. Sie mußte sich zu ihnen setzen.

Der Missionär sagte, er fahre nach dem Städtchen, wo der Eilzug anhält, Mutter und Braut sollten ihn begleiten. Magdalena war bereit, sie hatte vorsorglich

ihr Sonntagsgewand angezogen. Der Missionär fügte hinzu, daß es ihm vielleicht nicht möglich wäre, vor seiner Abreise nach Indien nach Deutschland zurück zu kehren; Lena müsse dann zur Trauung zu ihm nach England kommen. Das war freilich hart, aber die ganze Sache war ja so ungewöhnlich, daß man auch das hinnehmen mußte, wie es einmal war.

Als man eben aufstehen wollte, kam ein Bote vom Eichhof, der vom Bahnhäuschen hieher gewiesen war, er meldete: der Bauer und Rickele lassen Magdalena bitten, so schnell als möglich zu der Kranken zu kommen.

„Gehen Sie," sagte die Pfarrerin, „ich begleite dann Lena. Ich könnte wohl," fügte sie hinzu, „an Ihrer Stelle auf den Eichhof gehen. Ich weiß, Herr Bräutigam, es heißt in der Bibel: es ist besser in ein Klagehaus gehen, denn in das Trinkhaus. Aber ich bin leider Gottes ungeschickt bei Kranken."

Magdalena nahm eilig Abschied.

Sie traf glücklicher Weise den Knecht, der jeden Tag die Milch vom Eichhof an die Eisenbahn bringt; er war auf dem Heimweg und Magdalena trieb ihn an, rasch zu fahren.

Am Ueberweg rief sie Jakob schnell zu, was er für sie und im Hause besorgen solle.

Eine Stunde darauf fuhren in einer offenen Kutsche die beiden Pfarrer mit der Pfarrerin und Lena durch das Dorf. Alle, an denen sie vorbeifuhren, grüßten ehrerbietig, aber Lena, die neben der Pfarrerin im Vordersitze saß, schaute nicht auf, sie schämte sich des wunderbaren Glückes. Draußen vor dem Dorfe, wo

man das einsame Gehöfte sah, sagte Lena zu ihrem Bräutigam:

„Dort oben ist meine Mutter und meine Schwester. Wir sind hier so froh und dort ist so Trauriges..."

Ja, Magdalena erfuhr in zwiefacher Weise Herzbeklemmendes dort oben.

Die Kranke schlief als sie ankam. Sie verkündete leise dem Bauer die Verlobung Lena's und er sagte:

„Wünsche Glück. Es ist doch noch Glück auf der Welt."

„Ist deine Mutter da?" rief es aus der Kammer.

„Mutter, kommet herein," sagte Rickele, aus der Kammer in die Stube tretend.

„Anton! komm auch herein!" rief die Kranke.

Magdalena und der Bauer traten ein und die Kranke sagte:

„Richtet mich auf. So! Jetzt sterb ich ruhig. Du Anton, gieb mir die Hand, und Ihr Magdalena gebt mir auch die Hand. Wenn ich sterbe... weinet nicht... es thut mir weh... Ja, wenn ich sterb, dann heiratest du das Rickele und du hast's gut und meine Kinder auch. O meine armen Kinder!" Sie konnte vor Herzstößen nicht weiter reden.

„Bäuerin, nimm dich zusammen," konnte der Bauer hervorbringen.

„Ja, ja," rief die Kranke. „Du hast selbst einmal gesagt, mit der wird einmal ein Mann glücklich, und meine Kinder —"

Statt der Antwort wendete sich der Bauer an Magdalena und sagte:

„Seid so gut und lasset mich ein paar Minuten mit meiner Frau allein, nur ein paar Minuten."

„Ja, ich hab nicht mehr viel," klagte die Frau, „gehet und kommet gleich wieder."

Magdalena ging in die andere Stube und der Bauer sagte zu seiner Frau:

„Plag dich nicht und mich nicht. Du kommst wieder auf."

„Nein, ich komm nicht mehr auf, und ich will's gut für dich und für meine verlassenen Kinder. O, meine Kinder!"

„Rickele!" schrie die Kranke mit mächtiger Stimme, „Rickele! Komm herein. Komm hurtig! Deine Mutter auch. Kommet schnell!"

Rickele kam mit dem ältern Kind auf dem Arm und die Bäuerin, die in die Kissen zurückgesunken war, richtete sich mit aller Macht auf und sagte:

„Rickele, versprich mir, daß du meine Kinder nicht verlassen und eine gute Mutter an ihnen sein willst..."

Statt der Antwort küßte Rickele das Kind auf ihrem Arme, und das Kind umhalste sie.

Mit verklärtem Blick sah die Kranke auf und sagte endlich: „Gott sei Lob und Dank. Ich sterbe ruhig. Anton, gieb dem Rickele die Hand und redet weiter nichts."

Magdalena schickte Rickele mit dem Kinde aus der Kammer. Die junge Wöchnerin verschied in den Armen Magdalena's. Der Bauer kniete schluchzend am Bette.

Als er sich endlich aufrichtete und mit Magdalena in die Stube ging, sagte sie:

„Bauer, merket auf, was ich Euch sag: die Selige ist in Ruhe gestorben, und das ist gut. Ihr aber seid frei und ledig. Ich lass' mein Kind keinem aufzwingen und wenn er der König wär."

Mit kummervollem Blick und unter Schluchzen stotterte der Bauer: „Die Selige hat... es ist so... ich kann jetzt nicht weiter reden..."

„Soll ich das Rickele heimschicken und bei Euch bleiben?" fragte Magdalena.

„Nein, es bleibt Alles wie es ist, und ich muß es tragen. Das Wort ist... Ich kann jetzt nicht viel reden..."

In derselben Stunde riß sich Lena mit schwerem Herzen von ihrem Bräutigam los.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Am Sonntag wurde der Hülfswärter zur Vertretung eingestellt, denn Jakob und Magdalena wollten in der Kirche sein, wo Lena aufgeboten wurde.

Jakob sammelte mit Behagen die Glückwünsche ein, die ihm am Ausgange der Kirche und dann im Wirthshause dargebracht wurden. Nur her damit! sagten seine Mienen, ich kann aufladen so viel es giebt, und schön ist die Welt, man weiß gar nicht, wie viele gute Freunde man hat, wenn man im Glück ist, und wie viel guter Wein im Keller auf uns wartet, wenn man Geld hat.

Des Lobes und des Weins voll ging er heim, aber festen Schrittes, denn wie gesagt, er kann von beidem viel vertragen, und daheim sagte er zu Lisbeth, dem jüngsten Kinde, das auch bereits erwachsen war: „Nestling, wie alt bist denn?"

„Bald sechzehn."

„Sag: erst fünfzehn, wird grad so gut sein. Weib, Mutter," rief er und seine Mienen waren stolz von der Weisheit, die er nun darbringen werde. „Mutter! Die Krämer auf dem Jahrmarkt halten besonders drauf, wer der erste Kunde ist. Jetzt unterm Grafen geb ich

keine mehr her. Was meinst, ich bin heute frei, wollen wir nicht eine Ausfahrt machen?"

„Nein. Wir müssen daheim bleiben, es kommen noch Leute zum Glückwünschen."

„Ist mir auch recht. Sieht der Lehnstuhl da nicht aus, wie wenn er die Arme ausbreiten thät? Ist recht! Ich komm schon."

Er setzte sich in den von Heister geschenkten Armstuhl, Magdalena setzte sich an's Fenster und sagte, in die weite Welt hinaus schauend: „Weißt noch? Damals hinterm Hag hast du dir gewünscht, in einen Wald von Familienverwandten hinein zu heirathen. Jetzt haben wir einen Schwiegersohn und wir selber sind ein Wald mit Ablegern und wer weiß . . ."

„Mutter! du hast Gedanken wie . . . ich weiß nicht wie . . ."

Jakob suchte nicht mehr lange nach dem Vergleich, denn er war im Reden eingeschlafen.

Nicht nur das Glück des Kindes machte Jakob so froh, er war von aller innern Beschwerniß entlastet, seitdem er als ehrlicher Mann dem Missionär gebeichtet hatte, und heute war etwas vom alten lustigen Gesellen in ihm aufgewacht.

Es war aber, als ob die Last sich jetzt auf Magdalena gewälzt hätte; der Missionär war ein vornehmer Mann und ein Gelehrter und Frommer, der Alles versteht, aber der Eichhofbauer, wenn er dem letzten Wunsche seiner Frau nachkommen will — und daran ist nicht zu zweifeln — da kann's bös werden.

Magdalena war beim Begräbnisse der Eichhofbäuerin gewesen; sie hatte die Tochter täglich besucht, aber von dem, was die Sterbende geäußert, hatte sie Jakob nichts mitgetheilt.

Magdalena ging nun vors Haus, um die Besuche abzufangen, damit der Vater ruhig ausschlafen könne. Sie sah, wie der Nestling mit dem Hülfswärter, der für heute eingestellt war, dort am Ueberweg scherzte. Das wäre schön, wenn die jetzt auch schon anfinge. Sie hätte Lisbeth gern gerufen, aber damit weckte sie den Vater, sie winkte heftig: komm heim! Aber das Kind sah sie nicht. Jetzt endlich kam es mit dem Eichhofbauern, der langsamen Schrittes daher wandelte.

Der Bauer wurde herzlich begrüßt; er brachte einen Gruß vom Rickele. Jakob, der inzwischen erwacht war, schaute hemdermlig zum Fenster heraus und rief: „Ei der Bauer! Kommet nur herein!"

Drin in der Stube gab Magdalena zuerst ihrem Manne den Rock zum Anziehen, dann mußte der Bauer den Ehrenplatz im Lehnstuhl einnehmen. Er gab etwas unbehülflich seinen Glückwunsch ab, und Jakob ertheilte ihm den väterlichen Rath, sich sein Leben nicht zu vergrämen, man müsse sich in Alles finden.

Magdalena erklärte mit großer Ruhmredigkeit die Bilder vom Justizrath Heister und dessen Frau und Jakob fügte hinzu: „Da muß nun bald auch das Bild von meinem Schwiegersohn dazu."

Der Bauer ließ sich herbei, das Glück zu preisen, da ging die Thüre auf und herein trat Frau Süß; ihre funkelnden Augen schweiften unruhig hin und her

und an der Art, wie Magdalena erschrak, merkte sie, daß hier etwas vorgehe.

Ohne an das Leid des Einen und die Freude der Andern zu erinnern, verkündete sie, daß sie vor Allem hieher geeilt sei, um die Nachricht zu geben, daß ihr Mann endlich zum Bahnmeister im Unterland ernannt worden sei, und Viktoria sei bereits abgereist, um Telegraphiren zu lernen. Sie schien ihre Lust daran zu haben, auch Magdalena zum Heucheln zu zwingen, denn sie konnte dem Bauern nicht genug darlegen, welche innige Freundinnen sie seien. Dazwischen fragte sie stets Magdalena: Nicht wahr? so daß diese bejahen mußte. Sie hatte aber auch, wie sie erklärte, heute schon sich als Freundin bewiesen, sie hatte den Leuten die Mäuler gestopft, die in Neid und Unverstand allerlei munkeln, daß die Heirat mit dem Missionär so schnell gehe und daß er nicht wieder komme und Lena ihm nachreisen müsse.

„Zu was ist das gut, daß wir das Alles wissen müssen?“ platzte Jakob heraus. Frau Süß erwiderte mit spitzigem Tone: „Ehrenleute wie Ihr, dürfen Alles wissen, und man darf auch Alles von ihnen wissen.“

Magdalena sah, wie die Zornesader ihres Mannes schwoll, sie legte ihm die Hand auf die Schulter, um ihn zu mahnen, ruhig zu bleiben, aber er wehrte ab.

„Ja wohl!“ rief er mit heiserer Stimme; der Zorn schien ihn heiser gemacht zu haben und der verschlafene Weingeist schien aufzuwachen. „Ja wohl! Lustig ist's. Frau Nachbarin! Mit Ihnen will ich den

Kehraus tanzen, ohne Musik..." Er streckte die Hand nach ihr aus.

Wie vom Himmel gesendet, trat da plötzlich Albrecht ein und seine Erscheinung, voll Anmuth und Kraft, veränderte die Mienen Aller und lenkte einen Ausbruch bittern Streites ab. Nur Jakob hatte noch ein Wort, das man ihm vielleicht nicht zugetraut hätte, denn er sagte mit ruhiger Ueberlegenheit:

„Ja, Frau Nachbarin, mir thut's im Herzen leid, daß wir Ihren Mann verlieren, der ist ein rechtlicher, herzbraver Mann und hat nichts Verstecktes und nichts Boshaftes."

Nach diesen Worten wendete er sich an seinen Sohn und schüttelte ihm tapfer die Hand.

Frau Süß wäre gern mit dem Eichhofbauer davon gegangen, um ihn auszuhorchen, der aber setzte sich nochmals und ließ sich Feuer geben für seine Pfeife. Er schien auch besonderes Wohlgefallen an Albrecht zu haben.

„Der Schlag Menschen ist gut. Das ist ein prächtiger Schwager," sagten seine Mienen, mit Worten sprach er nicht viel. Er ist der Eichhofbauer, hat so viel Aecker und Wiesen und Wald und vier Rosse im Stall, da braucht man nicht reden, die Welt weiß, wer man ist und was man zu sagen, oder eigentlich ungesagt zu bedeuten hat.

Die Eltern hatten anfangs nicht die gewohnte Freude von Albrecht, denn er sagte:

„Ehrlich gestanden, ich habe keinen Gefallen am Missionswesen."

„So? Und warum nicht?“

„Man sollte nur dahin Religion tragen, wo noch keine ist, denn im Grund sind alle Religionen gleich gut; es giebt in jeder gute und schlechte Menschen, und die Indier sollen eine ganz gute Religion haben und die Chinesen und die Japanesen sind so geschickt und in Manchem noch geschickter wie wir.“

Noch ehe Albrecht sich erklären konnte, fragte Magdalena:

„Seit wann bist denn du so gottlos und schimpfst auf unsre heilige Religion? In deinem Elternhaus bist du zu so was nicht angelernt worden,“ schloß sie mit einem Seitenblick auf den Bauern. Sie war aber nicht wenig erstaunt, als der Bauer sagte:

„Ich geb' auch keinen Kreuzer zu den Missionen. Ich bin da ganz mit dem Sohn einverstanden. Ich hab' ein Buch daheim, wo das auch drin steht und noch mehr, Payne heißt es, es ist aus dem Englischen ins Deutsche übersetzt, mein Schwager hat mir's aus Amerika überschickt. Daneben aber ist der Missionär gewiß ein Mann, der es gut meint und gewiß auch Gutes thut, und eine Ehre für die Familie ist er allweg.“

Wenn der Stuhl plötzlich zu tanzen angefangen hätte, man hätte sich nicht mehr darüber gewundert, als daß der schweigsame, still seinen Weg gehende Bauer so redete.

In guter Verständigung saß man noch lange beisammen. Der Bauer besprach mit Albrecht, wie schwer es sei, heut zu Tage Dienstboten zu bekommen und

zu behalten, und ob denn das Zudrängen zu den Fabriken nicht bald aufhöre.

Albrecht gab ausführlichen Bescheid, und der Bauer nickte wohlgefällig, als Albrecht in großen Zügen darlegte, wie ein Umschlag eintreten müsse, so daß die Leute den ruhigen und stetigen Erwerb, zumal in der Feldarbeit, wieder neu schätzen lernen.

Es kamen noch viele Glück wünschende Besuche, zuletzt auch noch die Braut, und um Frau Süß ganz sicher zu beschwichtigen, zeigte ihr Magdalena die von Frau Heister vererbten und für Lena bestimmten Kleider und eins davon, das für Viktoria paßte, wurde der lieben Nachbarin um ein Geringes überlassen.

Frau Süß war aber doch noch tückisch genug, beim Abschied zu sagen: „Ich bin froh, daß ich von dem Haus Gottverlassen wegkomme. Wenn Andere zufrieden sind, so aus der Welt draußen zu sein, werden sie wissen warum.“

Sie ging triumphirend davon, da sie das gesagt hatte. Der Bauer begleitete Albrecht, der zur Station mußte, eine gute Strecke Weges und Magdalena sah noch von ferne, wie sie still standen und einander beide Hände reichten; der Bauer hatte offenbar jetzt Albrecht gesagt, daß sie Schwäger würden. Und jetzt sah sie, wie Beide lachten. Sie hat's richtig errathen warum, denn Albrecht hatte dem Schwager erzählt, daß vor Jahren, vom Einzuge nach der Hochzeit her, seine Schwester den Scherznamen Schmalzrickele bekommen habe.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Wer kann sagen, wie ein Gerücht entsteht? Vielleicht war etwas vom Gesinde auf dem Eichhof erlauscht worden, vielleicht hatte sich eine Vermuthung zu einer ausgemachten Thatsache verdichtet.

So zurückhaltend sich auch der Eichhofbauer, Rickele und Magdalena verhielten, es wurde doch ruchbar, was in der Todesstunde der Bäuerin sich ereignet hatte, und es drang auch zu Jakob in das Häuschen am Ueberweg. Er stellte deshalb seine Frau zur Rede und sie erzählte Alles getreu, mit dem Hinzufügen, sie habe warten wollen, bis der Bauer in aller Form um Rickele anhalte.

„Ja, ja," entgegnete Jakob, „was lange Kleider hat, kann viel besser was verstecken und verheimlichen. Jetzt will ich dir was sagen: vergib dir und unserm Kind nichts gegen den hochmüthigen Eichhofbauer und... wenn etwas daraus wird, dem Baron habe ich Alles gesagt, jetzt dem Bauer mußt du Alles sagen; du bist dabei gewesen, wie sich die Sache eingefädelt hat, jetzt mach auch den Knopf. Weiter sage ich kein Wort."

Und er sagte auch weiter keines, er gab dem Bauer

die Hand, der ihm die seine jetzt immer darstreckte, er sprach aber kein übriges Wort mit ihm und nickte nur, wenn der Bauer ihn einlud, ihn auf dem Hofe zu besuchen; er ließ es aber wohlweislich bleiben, der Einladung zu folgen.

Um so mehr war Magdalena auf dem Eichhof, und sie hatte ihre besondere Freude dran, wie der Bauer von Albrecht sprach. Er wollte auch Näheres von Emil wissen und die Mutter mußte gestehen, daß sie dem Erstgeborenen nicht so viel Gutes zutraue; er sei als Kind das brävste gewesen, aber nachher sei er „arg ausgeartet", er könne aber noch immer gut werden.

Der Missionär hatte nicht nach den Großeltern gefragt und nicht ob die Eltern Geschwister und Verwandte hätten, um so eifriger fragte aber der Bauer. Magdalena erklärte, daß sie und ihr Mann ganz allein stünden in der Welt; der Bauer habe keine Ueberlast von Angehörigen zu befürchten.

„Deswegen frage ich nicht," entgegnete der Bauer, zum erstenmal ärgerlich, „man will doch von den Verwandten wissen und wie die Eltern vordem gelebt haben."

Da war's, da stand nun Magdalena vor dem schweren Räthsel. Sie war aber gewandt genug, dem Bauer zu erklären, daß sie und Jakob Dienstboten gewesen und Schweres durchzumachen gehabt hätten; das sei aber vorbei und der Justizrath Heister sei wie ihr Vater, und wenn der käme, werde der Bauer erst

recht hören, was seine Schwiegereltern seien. Sie erging sich in Schilderung Heisters und seiner Frau; der Bauer schien zufrieden und sie selber war's auch. Sie hatte nichts Unehrliches gesagt, und wer so gescheit und aufgeklärt denken kann, wie der Bauer damals bei Albrecht gezeigt, der wird, wenn das Vergangene an Tag kommt, schon leicht drüber weg kommen.

„Wie ist's denn, Mutter?" fragte Jakob, „der Bauer ist nicht mehr so gradaus mit mir wie sonst. Hast du ihm Alles gesagt?"

„Alles noch nicht, aber die Hauptsache," beruhigte Magdalena, „und er ist gescheit, man sieht's ihm nicht an, und er ist in Rickele verliebt wie ein junger Bursch und dankbar und ehrerbietig gegen sie wie —"

„Ja, wie denn?"

„Ich weiß nicht mehr! Laß mich in Ruh. Ich hab genug zu thun, jetzt Alles für Lena zu richten."

Das war wahr und den Sonntag nach dem dritten Aufgebot kam ein Telegramm, daß Lena sofort nach England abreisen solle, denn der Missionär müsse alsbald auf seinen Posten.

Auf demselben Zuge, auf dem Süß und seine Frau abreisten, stieg auch Lena ein. Der Pfarrer und die Pfarrerin gaben ihr eine Strecke Weges das Geleite, die Eltern blieben zurück und der Pfarrer hielt auf dem Bahnhofe eine Art Trauungsrede und wendete sich besonders tröstend an die Eltern. Noch nie wurde auf dem Bahnhofe heftiger geweint, als an diesem Tage von Magdalena, und auch Jakob sagte

schluchzend: „Man spürt's erst, wenn ein Kind so davon geht, was das heißen will, und in der Stunde der Trauung sind wir nicht einmal bei ihm."

Wenige Tage drauf kam ein Telegramm, daß Lena und der Missionär getraut worden und sich nach Ostindien eingeschifft hätten.

Dreißigstes Kapitel.

„Der älteste Sohn in Frankreich und die älteste Tochter in Ostindien,“ sagte Jakob am Feierabend, „hat der Bub noch nicht einmal auf den schon so lange geschriebenen Brief von der Verlobung seiner Schwester geantwortet. Ja du,“ wendete er sich zu dem Bilde, „ein Nichtsnutz bist du. Ein Nichtsnutz!“

Nach Art der Mutter suchte Magdalena den Sohn zu entschuldigen; vielleicht sei ein Brief verloren gegangen.

„Ja, ja,“ entgegnete Jakob, „ich wünsch, daß du recht haben mögest, ich mein aber, du redest dir nur selber ein, was du sagst. Ein Nichtsnutz ist der Bub. Ich sag mir's nur ehrlich und muß es tragen.“

Er hatte das rechte Wort gesagt, und wußte doch nicht, was in Hyères vorging.

Heister war schwer krank geworden, war aber jetzt bereits wieder genesen und Emil hatte ihn mit einer Liebe und Sorgfalt gepflegt, die kein leibliches Kind nachhaltiger und geduldiger üben konnte, und dabei hatte er eine Art der Erheiterung, ein scherzhaftes Zureden, daß Heister einmal sagte:

„Du hast doch viel von deiner Mutter. Du weißt gar nicht, wie lieb mir deine Mutter war.“

„Ja wohl, das weiß ich," entgegnete Emil, und Heister merkte nichts von dem triumphirenden Tone, mit dem er das aussprach.

Er ging am Arme Emils wieder spazieren und wiederholt sagte er, er habe Lust, sich in der Heimat auf ein kleines Landgut zurück zu ziehen, er möchte Emil gern lebenslang bei sich behalten, aber es wäre unrecht, ihn seinem Berufe und einem selbständigen Leben zu entziehen.

„Bist du um Verlängerung deines Urlaubes eingekommen?" fragte Heister dann. Emil bejahte und doch hatte er das mit Absicht unterlassen; es war ja unmöglich, in das kleinliche Lehrerthum, wie es ihm jetzt erschien, wieder einzutreten.

In der Nachbarschaft der beiden Männer lebte ein junges Ehepaar aus Norddeutschland; der Mann, der als Hauptmann im Heere diente, war schwer krank und die feine, lebhafte junge Frau pflegte den Rettungslosen mit der vollen Hingebung einer Liebenden.

Emil stand in freundlichem Verkehr mit dem jungen Ehepaar, und der jugendlich frische, allzeit gefällige „Secretär des Justizraths" war den Beiden zur Stütze. Daneben hatte er mit der jungen Frau ständig einen Austausch von Büchern, die reichen Gesprächsstoff boten, denn Emil hatte mit großer Schnelligkeit sich das Französische angeeignet. Heister ermahnte ihn oft, sich mit dem französischen Schulwesen und mit wissenschaftlichen französischen Werken bekannt zu machen. Er nahm selber Einsicht von den Büchern, die zwischen Emil und der jungen Frau hin und her gingen. Er konnte

diese Lectüre nur mißbilligen und warnte die jungen Leute: Man lese dergleichen nicht ungestraft; er betrachte diese pikanten Romandichter in gewisser Hinsicht als Verräther an ihrem eigenen Vaterlande, denn es könne nicht wahr sein, daß eine Nation aus einer so großen Anzahl solcher Personen bestehe; wäre das der Fall, so gäbe es, abgesehen von der Seltenheit rein sittlicher Ehen, zuletzt kaum mehr eine redliche Gemeindeverwaltung oder eine rechtschaffene Vormundschaft für Waisen, überhaupt keine sittliche That mehr.

Die beiden jungen Leute hörten den „Pedanten" mit mitleidiger Nachsicht an und scherzten oft über ihn.

Dagegen erhielt Heister von dem kranken Manne die Schriften von Fritz Reuter, und so schwer es ihm anfangs als Süddeutscher wurde, er las sich in dieselben hinein und wiederholte oft, er verdanke seine volle Genesung, die Erheiterung seines Gemüthes den sonnigen Schriften des plattdeutschen Dichters.

Als im Frühling der Offizier starb, vererbte er ausdrücklich diese Bücher dem Justizrath Heister. Die junge Frau war zerbrochen und verlassen, und sie gestand Heister, daß sie nach den Landesgesetzen als kinderlos auch erblos sei und sich ihren ferneren Lebensunterhalt durch Arbeit suchen müsse.

Ob sie dies auch Emil mitgetheilt, blieb zweifelhaft; er nahm ihr alle Mühseligkeiten ab, und nach ihrer Abreise war er mehrere Tage in sich gekehrt.

Heister berichtete ihm von dem grausamen Gesetze, das die junge Wittwe nun der Armuth übergab.

Emil erwiderte hierauf nichts, sondern sagte: „Ich war im Bagno in Toulon, ich habe in das Chaos der Verbrecherwelt hinein gesehen. Aber was ist das Alles noch gegen Menschen, die mit dem Brandmal behaftet, Kinder in die Welt hineinsetzen und ihnen von der Geburt an ein Brandmal aufdrücken?"

Heister erzitterte und brachte endlich die Worte hervor: „Was sagst du?"

„Sie haben mich wohl verstanden," entgegnete Emil mit eisiger Kälte. „Herr Justizrath! Ich möchte einmal ganz offen mit Ihnen sprechen und den Heimlichkeiten ein Ende machen. Darf ich?"

„Sprich nur."

„Ich überlasse es Ihnen, welchen Namen ich haben soll, obgleich mir natürlich der ehrliche lieber wäre, Ich werde mit Leichtigkeit die Landwirthschaft so erlernen, daß ich Ihr Gut in der Heimat bewirthschaften kann. Ich glaube, Ihnen gezeigt zu haben, wie ich Sie treulich pflege, und mit mir wird das allzeit Emilia thun."

„Emilia?"

„Ja, Emilia. Wir haben uns gelobt, wenn die Trauerzeit vorüber ist, uns anzugehören. Sie werden als Vater die Einwilligung geben."

„Vater? Ich?"

„Nun denn, so muß ich's sagen. Der Mann im Bahnhäuschen heißt mein Vater, aber Sie, aber du —"

„Pfui!" konnte noch Heister rufen, dann verfiel er in einen Hustenanfall, daß es schien, er sinke sofort

in den Tod; er wehrte Emil ab, der ihn in die Arme fassen wollte, aber bald konnte er sich dessen nicht mehr erwehren.

Heister erholte sich wieder, er öffnete die Augen, er sah Emil, er schloß die Augen wieder und schien sich lange still zu fassen. Mit großer Selbstbeherrschung sagte er dann, daß die verdorbenen Bücher die Seele Emils vergiftet hätten; Emil habe sich schwer versündigt, aber es könne ihm noch verziehen werden. Heister hielt mit scharfem Bedacht die bittern Worte zurück, die ihm auf der Lippe schwebten, er fürchtete, Emil zu einer verzweifelten That zu treiben, und er wollte ihn heimbringen.

Auf der Reise nach der Heimat sprachen Heister und Emil nur selten ein Wort.

Am Morgen nach der Ankunft schickte Heister nach dem Hauptmann Hornung, dem Sohne seines Freundes. Als dieser eingetreten war, sagte er:

„Bitte, Herr Hauptmann, warten Sie hier. Ich habe mit dem jungen Manne hier nur noch ein Wort zu sprechen.“ Er winkte Emil, ihm zu folgen.

Er trat mit ihm in die andere Stube und sagte: „Wie schlecht du bist, das soll vorerst Niemand wissen als du und ich. Ich rathe dir nun, thue freiwillig, was du sonst gezwungen thun mußt.“

„Was? Was denn?“

„Du hast den Lehrerdienst aufgegeben und bist nun militärpflichtig. Vielleicht kannst du als Soldat noch ein brauchbarer Mensch werden, dessen sich deine Eltern nicht zu schämen haben.“

Bevor Emil erwidern konnte, öffnete Heister die Thüre und sagte:

„Herr Hauptmann, der Herr Ketterer hier war Lehrer und muß nun, da er diesen Beruf aufgegeben, Soldat werden; ich bitte Sie, auf meinen Pathen ein besonderes Augenmerk zu halten. Nun sprechen Sie, Herr Ketterer.“

Sie? Herr Ketterer? Emil schaute hin und her, wie wenn ihn Wahnsinn ergreifen müßte; endlich faßte er sich und erklärte, daß er seine Soldatenpflicht erfüllen wolle; sein Athem war beklommen, sein Auge funkelte und seine Zähne knirschten.

„Ihren Eltern werde ich selber mittheilen, daß Sie Soldat werden. Ich muß Ihnen nämlich sagen,“ wendete sich Heister zum Hauptmann, „daß Herr Emil Ketterer mein Pathe ist. Er ist der Sohn des Bahnwärters Ketterer, der in nahezu dreißig Dienstjahren noch keinen Tadel seiner Vorgesetzten erhalten hat. Die Mutter des Herrn Ketterer war fast sieben Jahre bei uns in Dienst und nachdem sie gegen unsern Willen unser Haus verlassen hatte, heiratete sie zwei Jahre später, und Herr Emil ist der älteste Sohn.“

Der Hauptmann nahm diese seltsame Mittheilung mit Verwunderung auf, Emil wußte, warum sie so und vor diesem Zeugen gegeben wurde; er fuhr sich mehrmals mit der Hand nach dem Hals, wie wenn ihn die feine knochige Hand des Justizraths da würge. Heister hatte es tief unter seiner Würde gehalten, dem Entarteten eine Erklärung zu geben, und er

hatte den befreundeten Hauptmann vornehmlich in der Absicht zu sich gebeten, um Emil in jeder Weise zu bannen. Jetzt wendete er sich wieder zu Emil und sagte:

„Ich hoffe, Sie werden sich so halten, daß Sie bald eine höhere Stelle erringen. Herr Hauptmann, er hat ein gutes Lehrerexamen gemacht und spricht vortrefflich französisch.“

Einunddreißigstes Kapitel.

Wohl ist es dem Menschen vergönnt, sich aus eigner Kraft empor zu ringen und sein Leben zu bilden. Wer aber die Gemeinschaft verletzte, dem muß die Gemeinschaft wieder aufhelfen. Der Daseinsgenosse muß die Hand reichen. Es geht ein Glaube durch die Welt, daß man aus Leben und Lehre der Reinen, die längst dahingeschieden, sein Dasein erneuern könne, und es ist und bleibt ein edles Erbe der gegenwärtigen Menschheit, was erhabene Geister in sich vollendeten. Es geht ein anderer Glaube durch die Welt, daß aus der Gemeinverbindlichkeit der Lebenden das Reine und Echte sich vollzieht.

Ein Sendbote dieser Ueberzeugung war Heister, der durch keine Ruchlosigkeit sich die Zuversicht der Rettung und die Pflicht der Hülfeleistung zerstören ließ.

In dem Manne, der eben aus schwerem Leid erstanden war, lebte frische Jugendkraft, da er von der Hauptstadt aus nach der Station fuhr, von wo er nach dem Bahnhäuschen Numero 374 ging.

Heister traf die beiden Eheleute daheim und er wurde mit der ganzen Innigkeit begrüßt, die in den Beiden für ihn waltete.

Als nach Emil gefragt wurde, erklärte Heister, daß er Soldat geworden.

Jakob preßte die Lippen zusammen und schüttelte lange den Kopf, dann sagte er, das sei wol das Beste für Emil, vielleicht das Einzige, was ihn noch zum richtigen Menschen machen könne, denn gehorchen, ohne dabei zu mucksen, das werde ihm gut thun.

Nicht so beruhigt war Magdalena; sie ahnte, was zwischen dem Justizrath und Emil vorgekommen sein konnte. Zornesröthe und Schamröthe überflog ihr Antlitz, und sie, die den Erstgeborenen immer zu vertheidigen gesucht, hatte jetzt nicht die gleiche Hoffnung wie der Vater.

Dieser aber war in der eigenen Befreiung voll Vertrauens, daß Alles neu gedeihen könne, und sein Auge leuchtete wunderbar, als er Heister darlegte, daß er nun doppelt erlöst sei; Heister habe ihm die Schuld vor dem weltlichen und der Missionär die vor dem himmlischen Richter ausgelöscht.

Als er jetzt auf seinen Posten mußte, sagte er noch im Fortgehen, Magdalena solle dem Herrn Justizrath die Sache mit dem Eichhofbauer erzählen.

Das war es, was Magdalena gewünscht hatte, und doch kam sie lange nicht zu Wort. Sie wollte Heister zuerst sagen, daß sie von dem verruchten Gedanken Emils wisse, aber sie konnte es nicht über die Lippen bringen. Endlich berichtete sie von den Vorgängen beim Tode der Eichhofbäuerin und daß der Bauer in den nächsten Tagen bei Jakob um Rickele freien wolle. Sie gestand, daß sie ihrem Manne versprochen habe, dem

Bauer Alles zu erzählen, es aber bis jetzt nicht vermocht hätte.

„Und da meinst du, ich soll dem Bauer Alles berichten?“

Magdalena nickte und schaute zur Erde und eben als sie sprechen wollte, brauste der Zug am Hause vorüber und das tönte so gewaltig, daß kein anderer Laut vernehmbar war.

„Willst du mit mir zum Eichhofbauer gehen?“ fragte Heister.

„Ich bitt' . . . ich mein' . . . es wär besser, der Herr Justizrath geht allein.“

„Glaubst du nicht, es wäre besser, man sagte dem Bauer gar nichts?“

„Ja, das hab' ich auch gemeint, aber der Vater will und thut's nicht anders.“

„Dein Mann hat recht und ich geh.“

Mit bangem Herzpochen sah Magdalena dem alten Freunde und Wohlthäter nach, der nach dem Eichhof ging.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Auf dem Eichhof wurde Heister mit großer Ehrerbietung empfangen, denn der Bauer kannte nicht nur die hervorragende gemeinnützige Thätigkeit Heisters in allen Landesangelegenheiten; er kannte, wie sich jetzt zeigte, ihn auch persönlich von den Schwurgerichten her, wo Heister als Vertheidiger und der Eichhofbauer als Geschworener getagt hatte.

„Ich habe Sie gleich erkannt," sagte der Bauer, „es hängt ja drunten im Bahnhäuschen . . . Ihnen kann ich's ja sagen ... bei meinen zukünftigen Schwiegereltern Ihr Bild, und zur Hochzeit bitte ich mir's als Geschenk aus, daß Sie mir auch ein Bild von Ihnen geben; es soll den Ehrenplatz in unserm Hause haben."

Heister fragte nach Rickele, die im Felde war, und der Bauer konnte nicht genug rühmen, wie brav und wie tüchtig sie sei.

Einfach und gradaus sagte nun Heister, daß er von den Eltern geschickt sei, um dem Bauer Alles zu berichten, bevor er sich entscheide. Er erzählte die ganze Vergangenheit. Der Bauer fuhr sich mehrmals mit der breiten Hand über das Gesicht, aber er mischte kein Wort ein. „Wenn ich das Glück hätte," schloß Heister, „einen Sohn zu besitzen, ich würde mit freudigem

Herzen meine Zustimmung geben, daß er eine Tochter dieser vielgeprüften rechtschaffenen Menschen heimführe."

Eben als Heister geendet hatte, trat Rickele mit den Kindern ein; sie war hocherfreut, Heister hier zu sehen, und lehrte die Kinder seinen Namen.

„Jetzt laß uns allein, der Bauer hat mit mir zu reden", sagte Heister; und als Rickele mit den Kindern gegangen war, fuhr er fort: „Redet jetzt, offen und frei."

Der Bauer sah um und um, wie wenn die Wände ihm zu Worte helfen müßten; endlich sagte er:

„Weiß Rickele das Alles auch?"

„Nein."

„Dann weiß ich auch nichts und ... ein Kind hat nicht für die Eltern zu büßen. Ehrenleute sind's doch, rechte."

Heister streckte dem Bauer die Hand dar und sagte: „Ihr gebt mir ein Glück ohne Gleichen, daß Ihr meinen Glauben an die Rechtschaffenheit bewährt."

„So gehen Sie mit mir ins Bahnhäuschen. Ich will jetzt bei den Eltern um Rickele anhalten."

Der Bauer sagte Rickele, sie solle bald nachkommen in ihr Elternhaus.

Die beiden Männer gingen still dahin, bis der Bauer fragte:

„Herr Justizrath, glauben Sie nicht, daß der Mann freigesprochen worden wäre, wenn wir damals schon Schwurgerichte gehabt hätten?"

„Nein," lautete die kurze Antwort.

Der Bauer sah den sonst so leutseligen Mann von der Seite an. Hätte der Mann nicht sagen können:

Ja! Nichtschuldig hätte der Wahrspruch gelautet? Das wäre doch eine Hülfe, wenn alle Schuld auf dem heimlichen Gericht läge ... Wieder ging der Bauer lange stumm dahin, endlich begann er:

„Sie haben recht. Die Wahrheit, das ist die Hauptsache. Sagen Sie mir nur noch: Weiß der Missionär auch Alles?"

„Ja. Und er hat Jakob geküßt."

„Das thu ich just nicht. Aber was der Missionär kann, kann ich auch."

Im Bahnhäuschen, wo eben ein Brief von Lena und dem Schwiegersohn eingetroffen war, die glücklich ihren Bestimmungsort erreicht hatten, wurde die Verlobung gefeiert und Heister versprach, zur Hochzeit zu kommen, die noch vor der Erntezeit gehalten werden sollte. —

Heister kam zur Hochzeit, aber zum Bedauern Aller war Albrecht verhindert; er war nach dem Oberland versetzt und sein Dienst war streng. Dagegen war Emil gekommen und er sah stattlich aus in der Uniform.

Auf dem Wege von der Kirche zum Wirthshaus gesellte sich Heister zu Magdalena und sprach seine Befriedigung aus über das kernhafte Wesen des Eichhofbauern, plötzlich brach er ab, indem er wie von Schreck ergriffen, sagte:

„Sieh, mit welchen aufgerissenen Augen uns Emil betrachtet."

„Komm her, Emil," rief Magdalena fast unwillkürlich; und als der Sohn vor ihr stand, sagte sie, ihm frei ins Antlitz schauend:

„Der Herr Justizrath und ich verzeihen dir alles Böse. Ich hab' den Glauben, daß du noch so brav werden könntest wie . . . wie dein Vater und . . . deine Mutter und unser Wohlthäter."

Emil schlug stumm die Augen nieder und wendete sich militärisch. —

An der Hochzeitstafel brachte Heister mit kräftiger Stimme ein Hoch aus auf das junge Ehepaar, und Magdalena sah bescheiden auf den Teller nieder, als er einfließen ließ, es sei den Kindern zu wünschen, daß sie auch solche Eltern werden wie Jakob und Magdalena.

Die Mutter suchte den Blick ihres Sohnes Emil, der aber schaute nicht nach ihr.

Trotz, Mannes- und Soldatenstolz kämpften in der Seele Emils mit einer kindlichen Regung. Er wollte vor Heister hintreten und ihm das Bekenntniß der Reue ablegen, aber eine Stimme in ihm sagte wieder: es ist unmännlich, zu bereuen und gar, es zu bekennen.

Zu den beiden in ihm kämpfenden Gewalten kam bald ein drittes. Schnell nach einander stürzte Emil den Hochzeitswein hinunter und bald war er lärmend und prahlerisch.

Nur Einmal ließ er sich zur Ruhe bestimmen, als Alles aufhorchte, da Heister dem Pfarrer erzählte, wie in Frankreich eine verkehrte Stimmung herrsche; selbst freisinnige Männer fänden es selbstverständlich, daß Frankreich unsere Rheinlande haben müsse, und es sei wohl möglich, daß man vor einem Kriege stehe.

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Der Krieg war erklärt, Emil zog ins Feld, Jakob lernte stundenweise schlafen am Tag und in der Nacht, denn die Züge, welche die Soldaten und Geschütze führten, folgten gedrängt auf einander.

Bald schrieb auch Albrecht, daß er sich freiwillig zum Bahndienst in Frankreich gemeldet habe und dahin abgehe.

Selbst Jakob verließ das Haus; er wurde nach der Bahn im Elsaß beordert, wo man verläßiger Beamten bedurfte. Es war seit dem Tode der Frau Heister das erstemal, daß die Eheleute sich auf längere Zeit trennen mußten, und Jakob lachte in sich hinein, wie ihn Magdalena ermahnte, auf sich Acht zu geben, da sie nicht mehr für ihn bedacht sein könne.

„Und Gottlob, du kannst schreiben und ich auch," tröstete sie. Die Briefe gingen fleißig hin und her mit der Feldpost.

Im Winter hieß es in einem Briefe Jakobs: „Ich habe hier einen Nebenkameraden, er ist ein Rheinländer aus Bingen, ein lustiger Kamerad und heißt Valentin, bei dem ist das ganze Jahr Fastnacht; er lacht mich auch oft aus, weil ich mir so vielerlei Gedanken mache

und auch Heimweh nach dir habe. Ja, ich bin jetzt da in den Vogesenbergen, wo wir daheim so oft am Abend die Sonne haben hinunter gehen sehen. Ich denke um die Zeit besonders oft an dich, aber auch sonst. Ich will dir nur sagen: Feld und Wald sind hier wie daheim, und die Menschen reden auch so, wie bei uns, sind aber nicht so; sie haben gegen uns was Heimtückisches und Aufsässiges, sie halten sich für was Besseres als wir, weil sie Franzosen gewesen sind. Bei all' dem meine ich doch, wir sollten hieher ziehen und hier bleiben; so schwer ich auch von unserm Haus und Allem weggehe, fürchte ich doch jeden Tag, es kommt einmal heraus, was über uns ergangen ist, und wir können unseren Kindern Schlimmes ersparen. Hier in der Fremde kennt uns Niemand und wir wären weit weg, und wir zwei sind Gottlob so mit einander, daß wir Niemand brauchen."

Magdalena erwiderte, sie folge ihm, wohin er bestimme. Jakob antwortete nichts darauf und erzählte in seinem folgenden Briefe nur, welch eine Freude er gehabt, da Albrecht einen ganzen Tag bei ihm gewesen. Albrecht habe sich ausgezeichnet; er habe einmal einen Militärzug gerettet und es stehe in der Zeitung, daß er eine Auszeichnung erhalten habe. Von Emil schrieb er kein Wort, denn Albrecht hatte ihm erzählt, daß Emil Dienste versehe, die freilich nöthig seien, aber keine Ehre bringen.

Jakob kam wieder heim, noch bevor der Krieg zu Ende war. Magdalena hatte recht gehabt. Jakob wußte sich allein nicht zu pflegen, er kränkelte; sie hatte

aber auch des Weiteren recht, daß er unter ihrer Fürsorge bald wieder gesund werde. Jakob hatte auch aus dem Elsaß ein schön Stück Geld mit heimgebracht, das er von der doppelten Löhnung erspart hatte. Magdalena wußte das Geld so anzulegen, daß man neben dem landläufigen Zins noch einen Ehrenzins erhielt, denn der Stolz des Schwiegersohns Eichbauer war sehr geschmeichelt, daß ihm als Sachverständigem die sichere Anlegung übergeben wurde.

Magdalena ließ nicht ab, bis Jakob sie deshalb lobte, und sie war endlich zufrieden als er sagte: „Eigentlich hättest du sollen Königin sein.“

Das war gut, größeres Lob verlangte sie vorerst nicht.

Und als der Krieg zu Ende war, kam Nachricht von Albrecht, er war in die Hauptstadt zurückgekehrt und war dort Werkführer in einer Maschinenfabrik.

Emil war verschollen. Man wußte nicht, ob er gefangen oder gefallen war.

Es soll kein Leben ganz und unzerstückt sein. Die Eltern mußten sich dreinfinden, daß sie nichts mehr von ihrem Erstgeborenen erfuhren, und sie betrachteten manchmal wehmüthig das Bild an der Wand.

Vierunddreißigstes Kapitel.

Es war im zweiten Frühling nach dem Kriege. Die Sonne meinte es so gut mit dem Bahnhäuschen, sie schien so hell und warm, daß Magdalena alle Fenster öffnete.

Das Herz der Mutter war heute so voll und so bewegt, denn Albrecht hatte geschrieben, er sei krank gewesen, sei aber wieder wohlauf und wolle sich daheim nun ganz ausheilen. Sie rückte die Stühle und vor allem den großen Lehnstuhl, sie streichelte das Sopha glatt, als wollte sie ihnen damit sagen: Gebt unserm Sohn nur recht viel gute Ruhe. Sie ging in den Garten, aber sie arbeitete heute nichts; sie betrachtete die Frühblumen auf dem Boden, sie sah wohl Unkraut, aber sie jätete es nicht aus. Sie betrachtete sinnend die Knospen an den Bäumen, die nur die Stunde zu erwarten schienen, um hellblühend aufzubrechen. Die Bienen flogen umher und sammelten Honig und die Hummeln summten laut. Sie sah auf nach den Bergen; der Schnee war geschmolzen, nur dort das Frauenhemd lag noch ausgebreitet, ja ganz genau wars so; vom Thale aus zeigte sich eine Schneelage, die immer am frühesten da ist und am spätesten verschwindet, ganz

in der Form eines Frauenhemdes mit den kurzen Ermeln hingebreitet.

Jahr um Jahr hatte das Magdalena gesehen, heute erschien es ihr wie ein Wunder, wie ein Zeichen. Sie hat gewiß keinen Aberglauben, sie hat ja bei einem freisinnigen Advokaten gedient, aber seltsam ist es doch, und doch vielleicht ein Anzeichen, daß ihr das heute so besonders auffällt.

Endlich machte sich Magdalena auf den Weg nach dem Bahnhofe. Niemand begleitete sie, der Nestling mußte daheim kochen; Jakob hatte seinen gewohnten Dienst und die Eichhofbäuerin konnte nicht von Hause weg, versprach aber das zweispännige Bernerwägelein an die Haltestelle zu schicken.

Die Lerchen sangen in den Lüften, die Finken schmetterten lustig von den Bäumen, und von fern her klang das Waldhorn Jakobs.

„Die Männchen können lustig singen, derweil die Weibchen still brüten,“ sagte Magdalena vor sich hin.

Auf dem Bahnhof war es still. Jetzt sauste der Eilzug vorüber; er hält hier nicht an, er kennt nur die großen Haltestellen. Auf der leeren Lände — Perron genannt — fing der Stationsdiener den Briefbeutel auf, der vom Eilzug herabgeworfen ward. Magdalena fragte den Stationsmeister, ob kein Brief für sie da sei. „Nichts, als die Zeitung für Euren Mann,“ erhielt sie zur Antwort.

„Bis wann kommt der nächste Zug?“ fragte sie wieder.

Der Stationsmeister sah sie ärgerlich an, das mußte

die Frau des Bahnwärters doch wissen. „In siebenunddreißig Minuten,“ sagte er barsch und kramte weiter in den Briefen.

Der Nestling hatte recht gehabt, die Mutter brauchte nicht so zu eilen; aber die Mutter hatte auch recht gehabt, sie fühlte sich dem Sohne schon näher, da sie auf dem Bahnhofe war.

Die Stationsmeisterin schaute zum Fenster heraus und rief sie herauf. Magdalena erfreute sich immer der Gunst der redseligen Vorgesetzten, die wie sie selbst ihre Jugend in der Hauptstadt verbracht hatte. Heute war aber Magdalena sehr unerkenntlich, ja sie trank sogar von dem vorgesetzten Kirschengeist, ohne Dank zu sagen.

„Das Signal wird aufgezogen,“ sagte sie plötzlich, denn sie hörte das Quicksen der kleinen Räder an der aufgerichteten Stange, und obgleich es dann noch zwölf Minuten dauert, bis der Zug kommt, ging sie doch hinab und war hoch erfreut, Rickele, die sich doch noch frei gemacht hatte, hier mit dem zweispännigen Bernerwägelein zu treffen.

„O, was für eine gute Luft ist bei uns,“ sagte die Mutter zu Rickele; „wir haben doch die beste Luft und das vergißt man so oft. Wirst sehen, wenn er sich keinen äußern Schaden gethan hat, er wird bald wieder bei uns gesund; wenn er sich nur nicht, da sei Gott vor, die Hand oder den Fuß abgeknackt hat; er hätte wohl schreiben können, was ihm eigentlich gefehlt hat.“

„Mutter! An der Hand kann ihm nichts fehlen, er hat ja selber geschrieben.“

„Ist wahr, hast recht. Die Angst und die Freude macht mich dumm. Du wirst auch einmal, wenn du große Kinder hast ... Aber horch."

Man hörte das Rollen in den Bergen, denn man hört hier den Widerhall weit früher, als man den Zug selbst einfahren hört.

„Sei nur recht ruhig, wenn er kommt," sagte Magdalena zu ihrer Tochter. Diese lächelte. Die Mutter sagt ihr, was sie eigentlich sich selber sagen wollte.

Der Zug ward sichtbar, jetzt geht er langsam, jetzt hält er an. Die Schaffner riefen die Station, Albrecht stieg aus, er sah so blaß aus in dem braunen Vollbart und war abgemagert, die Narbe auf der Stirne war so roth; er reichte der Mutter die Hand, sie umarmte ihn und rief weinend:

„Gottlob! Du hast noch all' deine geraden Glieder!"

Albrecht begrüßte die Schwester und dankte dem Stationsmeister und dessen Frau, die ihn willkommen hießen; seine Stimme war leise, sein Gang unsicher, als er mit den beiden Frauen nach dem Fuhrwerk ging.

„O Mutter," sagte er, als er oben neben ihr saß, „daheim werde ich wieder gesund. Ich kann nicht sagen, wie ich im Krankenhaus nach der Luft daheim gedürstet habe."

„Also im Krankenhaus bist gewesen? Warum hast du uns das nicht geschrieben? Die Mutter oder ich wäre zu dir gekommen."

„Streng' ihn nicht an mit Fragen," wehrte Magdalena der Tochter ab; dann rief sie dem Fuhrknecht zu, er solle vor dem Metzgerhause anhalten; sie stieg

dort ab, kam wieder und mit einem Tone, der schon an sich etwas Sättigendes hatte, sagte sie:

„Gottlob, der Metzger hat heute grad ein Kalb geschlachtet.“

„Er hat's von uns gekauft,“ schaltete die Tochter ein.

„So? Da ist das Kalbfleisch aus der Verwandtschaft.“

Albrecht lachte, aber er hielt gewaltsam an, das Lachen schien ihm weh zu thun.

„Hast du guten Appetit?“ fragte die Mutter.

„Nicht recht.“

„Gieb nur acht, unsere Luft zehrt und nährt, wie man's will. Und ich will dir Futter geben, daß du wieder springst wie ein junges Füllen. Sei nur froh, daß du bei deinen Eltern bist.“

Plötzlich fing Albrecht laut zu weinen an, aber von Schluchzen unterbrochen, sagte er sich bezwingend: „Mutter, das ist noch von meiner Krankheit, daß ich so weichmüthig bin.“

„Vor mir brauchst du dich nichts zu schämen. Laß du nur dein gutes Herz machen, was es will, ich kenn' dich ja.“

„O Mutter!“ rief Albrecht, „nimm mich in den Arm. So, da laß mich den Kopf hinlegen. O, am Mutterherzen! Und die Lerchen singen am Himmel. Alles . . . O so gut!“

Er schlief ein. Der Fuhrmann lenkte die Pferde still im Schritt.

Von Waldhornklang erweckt schaute Albrecht auf

und die Mutter sagte: „Horch, wie lustig, da kommt der Vater, dort steht er und blast auf seinem Waldhorn.“

Nicht weit vom Ueberweg stieg man ab; Rickele fuhr heim und Albrecht ging mit dem Vater langsam heimwärts. Die Mutter eilte voraus.

Fünfunddreißigstes Kapitel.

Lisbeth, der Nestling, stand unter der Thür und rief:

„Willkommen Albrecht!"

Dieser freute sich ihres stattlichen Aussehens, und es war wohl gemeint aber ungeschickt, daß Lisbeth erwiderte:

„Ja, aber du siehst gottserbärmlich aus."

Die Mutter sah sie strafend an und fragte:

„Hast du Feuer?"

Auf die Bejahung wendete sie sich nur noch zu Albrecht und sagte:

„Da leg dich aufs Kanapee, das du geschickt hast. Ich muß den Vater immer zwingen, daß er sich drauf setzt oder gar legt. Oder willst du da im Lehnstuhl ausruhen? Schlaf jetzt ein bisle."

Albrecht setzte sich in den Sessel, und draußen am Herde standen Vater und Mutter.

„Wirst schon sehen," tröstete die Mutter den traurig Dreinschauenden, „er wird bald wieder frischauf. Was hast? Ist dir nicht gut?"

„Hast du gesehen," entgegnete Jakob, „wie er mich so barmherzig angeschaut hat? O Mutter, der ist nicht krank, der hat nur Alles erfahren, und das drückt

ihm das Herz ab. An unserm getreuesten Kind geht mein Elend aus."

„Aber Mann! Was machst du wieder? Aber gut! Versprichst du mir, nie mehr einen solchen Gedanken in dir aufkommen zu lassen, wenn ich dir beweise, wie unrecht du hast, und wenn ich dir's sage, was ist?"

„Ja, das versprech ich, heilig, wie ich da die Hand ins Feuer halte."

„So sag ich dir: der Albrecht ist verliebt."

„Doch nicht in eine verheiratete Frau?"

„Mann! Was hast du wieder? Aber still! Er schläft," sagte sie, durch das Schiebfensterchen nach der Stube schauend. Sie winkte Jakob Stille zu, und dieser fragte leise:

„Wie heißt sie denn und was ist sie?"

„Ich weiß weiter nichts; aber wie er auf dem Herweg geschlafen hat, hat er so etwas gemurmelt, und da ist sein Gesicht so heiter geworden. Geh jetzt hinaus und sag' der Lisbeth im Garten, sie soll nicht singen."

Im Hause war's so still, als ob Niemand drin wohne; die Fichtenscheite im Feuer knackten nicht, denn sie waren wohl ausgetrocknet, und draußen harkte Lisbeth still das Gartenland auf.

Den Menschen kann man befehlen, daß sie still seien; aber horch, da gackert eine Henne! Ja so sind sie, die machen immer viel Rühmens davon, wenn sie ein Ei legen, zankte Magdalena lautlos und „Guten Morgen Albrecht," rief sie durch das Schiebfensterchen, da Albrecht sich aufrichtete. „Wart', ich bring dir was."

Behend eilte sie hinters Haus und kam dann wieder in die Stube:

„Schau, das ist von unserer neuen goldgelben Henne, sie stammt von der alten ab, die du vom Habicht gerettet; die hat dir ein frisches Ei gelegt; das ist ihr Willkomm. So ein frischgelegtes Ei ist ein wahres Heilthum, das sied' ich dir gleich und du hast dann Vorspann, bis das rechte Mittagessen kommt."

Neubelebt sah Albrecht der Mutter ins Angesicht und ihr noch nach, als sie schnell wieder wegging.

Das Wasser schien auf ihr Geheiß schneller zu sieden, nach wenigen Minuten war sie wieder da und sah still zu, wie der Sohn aß; denn so gern sie auch spricht, sie weiß doch, es ist nicht gut, wenn man Einen zum Reden bringt, während er ißt.

„Mutter, ich meine, es wäre mir schon ganz anders."

„Ich glaub's, halt dich nur ruhig und iß alle Stund was. Ich will dir's schon herrichten. Ich versteh das. Der Bruder von der Frau Justizräthin, das war ein großer Doctor, von dem hab ich's; ein Krankes, hat er gesagt, muß nie viel, aber oft essen."

Jakob, der in der Stube reden hörte, kam auch herein, und behutsam sagte er:

„Wenn's dich nicht anstrengt, könntest du doch sagen, woher du das Leiden hast?"

„Ich will's ein andermal näher berichten. Ich hab einen Kameraden gerettet, der ins Schwungrad gekommen war, und dabei einen Stoß bekommen."

„Genug für heute," fiel Magdalena dem schwer

Redenden ins Wort. „Und ich sag, du wirst bald wieder gesund. Darfst du Wein trinken?"

„Ja wohl, in meinem Koffer ist."

„Gieb mir den Schlüssel, ich will ihn aufmachen."

„Nein Mutter, das muß ich selber."

Er erröthete, und Magdalena schaute Jakob bedeutsam an, dieser aber verstand sie nicht, bis sie, als sie allein waren, sagte:

„Da hast du's, er hat was von seiner Herzallerliebsten im Koffer."

„Von einer Prinzessin?"

„Wenn's auch keine Prinzessin ist, rechtschaffen ist sie gewiß; unser Albrecht verunschickt sich nicht."

Sechsunddreißigstes Kapitel.

„Albrecht!“ rief die Mutter in der Frühe, „jetzt kannst dich drauf verlassen, es wird Alles gut, es ist nicht Aberglaube.“

„Was denn, Mutter?“

„Horch! Dein' Stimm ist schon heller. Die Schwalben sind heut Nacht ankommen. Horch! Wie sie im Nest zwitschern, und die Kuh brummt: ja, ihr habt's gut, ihr könnt durch das Luftloch da aus= und einfliegen. Schau, da fliegen sie und haben in der Luft ihren gedeckten Tisch.“

Der Tag war hell, die Nacht war mild, und als man am andern Morgen ausschaute, waren alle Blüthen aufgebrochen, Thal und Höhe stand in voller Frühlingspracht, und reicher war die Hoffnung da draußen nicht aufgegangen, als im Herzen der Mutter.

Albrecht saß mit den Eltern und der Schwester in der Stube, und als Jakob wegging, schlüpfte die gelbe Henne zur Thüre herein. Sie durfte doch sonst nie in die Stube, aber heut wagte sie's, und sie wurde nicht verjagt. Albrecht streute ihr Brosamen hin, sie pickte sie rasch auf und schaute ihn von der Seite an und endlich flog sie ihm sogar auf den Schoos.

„Und ich sag's und laß mich auslachen,“ rief

Magdalena, „kein Mensch weiß, was so ein Thierlein denkt. Meinst nicht auch, Albrecht?“

„Ja Mutter, das ist sicher und gewiß.“

Der Schwager Eichbauer kam und stellte Albrecht sein Fuhrwerk zu Gebote, so oft er es verlange. Auch der Nachbar Maier kam, und der neue Nachbar auf Numero 373, der vordem Hülfswärter gewesen, ja auch der Pfarrer und die Pfarrerin stellten sich zu Besuch ein. Magdalena konnte Gott nicht genug dafür danken, wie man jetzt so viele Menschen habe und vor dreißig Jahren sei sie mit Jakob so wildfremd daher gekommen. Sie stand dabei, wie Albrecht so bedachtsam mit dem Pfarrer über die gerechten und ungerechten Wünsche der Arbeiter sprach. Als sie dem Pfarrer das Geleite gab, sagte er:

„Das ist ein gediegener Mensch, noch der vorzüglichste von Euren Kindern.“

Am Herde, im Stall bei der Kuh, im Garten und auf dem Hopfenacker wiederholte sich Magdalena diese Worte. Wenn Albrecht zu ihr kam und ihrem emsigen Thun zuschaute — denn noch durfte er nicht helfen — leuchteten ihre Augen und glühten ihre Wangen, so daß Albrecht sagte:

„Mutter, Ihr sehet aus wie ein junges Mädchen.“

„O du!“ entgegnete sie, „du bist wol gewohnt, Frauensleuten so schöne Redensarten zu machen.“

Albrecht hätte darauf doch wol erzählen können, aber er hielt an sich.

Da muß noch ein arges Hinderniß sein, weil er nicht redet — dachte Magdalena.

Sie hielt sich mehrere Tage zurück, einstmals aber fragte sie doch:

„Bekommst du denn gar keinen Brief? Von Niemand?"

„Ja Mutter, ich erwarte einen."

Und am selben Tage kam ein Brief. Die Hand Albrechts zitterte, da er ihn erbrach; er ging allein auf die Bank vor dem Hause, um ihn zu lesen. Magdalena stand von ferne, ihr Herz erbebte, dieser Brief ist entscheidend. Jetzt richtete sich Albrecht auf und rief:

„Mutter! Alles ist gut. Mutter, jetzt muß ich mich ein wenig niederlegen. Nachher erzähl' ich Euch Alles."

Siebenunddreißigstes Kapitel.

„So Mutter, jetzt will ich Euch erzählen," sagte Albrecht am Abend.

„Soll ich den Vater dazu rufen? In zehn Minuten ist der Pariser Zug vorbei, und er hat dann Zeit."

„Nein Mutter, ich kann Euch allein besser erzählen, und Ihr berichtet's dann dem Vater."

„Strengt's dich aber nicht an? Ich kann noch warten. Du hast so heiße Backen und so kalte Hände."

„Nein Mutter, ich kann jetzt. So! Laßt mir Eure Hand, die wird jetzt bald eine gar feine halten, aber sie ist auch arbeitsam, es ist ihr nichts zu gering. Ja, liebe Mutter, ich bin glücklich in meinem Beruf, ich hab' freilich eine große Verantwortlichkeit, und mit manchen Kameraden auch meine Noth, aber im Ganzen genommen leben wir wie Brüder. Ich habe natürlich auch schon oft dran gedacht, daß ich so stehe, um eine Frau ernähren zu können, und habe Verlangen ein rechtes Wesen zu lieben und von ihm geliebt zu werden."

Magdalena löste ihre Hand aus der des Sohnes, denn sie mußte sich die Thränen abtrocknen und Albrecht fuhr, sich zurücklehnend, fort:

„Ich bin Mitglied des Handwerker-Vereins, das

ist eine schöne Anstalt, ich will ein andermal davon erzählen. Es war nicht lange nach meiner Rückkehr von der Wiener Weltausstellung, wo wir einen ersten Preis bekommen haben, es war am Samstag, da sagt mir unser Buchhalter — der auch im Verein ist und unentgeltlichen Unterricht im Buchhalten giebt — heut Abend soll's Lärm und Untereinander im Verein geben, den die Sozialisten machen wollen."

„Ja wohl, dein Vater schimpft auch oft auf sie, wenn er seine Zeitung liest, er nennt sie die Nichtsnutze, und ich sag' dir, gestern, die Stunde eh du gekommen bist, hab ich's gedacht. Ich seh den Bienen zu und den Hummeln und da denk' ich, die Nichtsthuer die machen den meisten Lärm."

„Nichtsthuer sind sie just nicht Alle, sie haben in Manchem auch schon recht, aber wenn man Unrecht darunter mischt, da geht das Recht auch verloren."

Die Mutter nickte zustimmend.

„Ja Mutter, der Buchhalter und ich haben viel gute Bücher gemeinsam gelesen, und ich hab' viel von ihm und von den freiwilligen Lehrern gelernt. Aber ich seh', ich muß mich zusammen nehmen, sonst komme ich bis morgen früh nicht zur Hauptsach! Also wir sind im Vereinshaus. Ich spür's, es liegt etwas in der Luft wie ein Gewitter und es fangt auch schon zu donnern an, wie der Vorstand für heut Abend gewählt wurde. Unser alter treuer Vorstand soll heute nicht oben sein. Endlich bringen wir ihn doch durch. Also der erste Redner schimpft auf Alles, was Vermögen und Bildung und Ansehen hat, und Blut

saugen und in fremdem Schweiß baden ist noch das Gelindeste, was er sagt. Ein Halloh geht los, daß man meint, die Welt wäre verrückt. Da nimmt der Herr Doctor das Wort, und seine Stimme, die sonst so fest, zittert, wie er sagt: Es ist noch nicht lange, da haben wir der Welt bewiesen, daß der geringste Mann alle Herrlichkeiten der Menschenseele haben kann, in Bravheit und in Allem; jetzt ist fast nöthig, daß wir Euch beweisen, daß die Gebildeten auch brav sein können. Das könnte dazu bringen, daß die besten und umsichtigsten Männer, die nur auf das Wohl des Volkes sinnen, sich von Euch wenden und Euch den Verführern überlassen, die Euch mit falschen Versprechungen ins Elend bringen. Die Lohnerhöhung kann wol für eine Zeit helfen, bis bald Alles auch theurer ist, dann ist's vorbei, nur die Steigerung der Production...

Aber halt, das will ich Euch ja gar nicht erzählen, Mutter! Nur so viel. Der Mann spricht so, daß mir das Herz im Leibe zittert, und da schreien sie: Wir brauchen keine Gelehrten, wir sind Arbeiter! Arbeiter! Da hat mir's keine Ruh' gelassen, ich bin auch hinauf auf die Rednerbühne, zum erstenmal in meinem Leben, aber ich war ruhig, und wißt Ihr, was ich erzählt habe? Eine Geschichte aus meiner Kindheit, wie ich dem Vater die Zeitung vorgelesen und gefragt hab', was Arbeiter ist und seine Antwort. Ich hab' noch viel gesagt und wie einfältig es ist, zu glauben, nur der arbeitet, der harte Hände hat. Sie haben mich ganz ruhig angehört, nur manchmal hat's geheißen: er hat recht, und wie das Wetter hat's umgeschlagen.

Eine Stunde drauf sitze ich beim Doctor am Tisch, und wir trinken Bier, und jedes Wort, das der Mann sagt, ist mir gewesen, wie wenn ich ihn schon lange im Herzen gehabt hätte. Er bittet mich, ihn andern Tages so gegen zwölf zu besuchen, ich versprech's. Er fragt mich, ob ich verheiratet sei, und Mutter, wie er das sagt, ist mir's gewesen, wie wenn mir eine feurige Hand ins Gesicht griffe. Ich sag wie der Vater: wo Maschinen sind, giebt's keinen Aberglauben, aber es giebt doch Dinge, die wir eben nicht wissen. Mutter! Jetzt kommt die Hauptsache."

„Ich merk' schon. Aber es ist gut, daß du dich jetzt selber unterbrochen hast. Ich höre schon seit einer Weile deinen Vater in der Stube. Soll ich ihn herrufen?"

„Ja wohl."

Jakob kam und Magdalena erzählte ihm, was Albrecht berichtet, und dieser nahm wieder das Wort:

„Zu festgesetzter Zeit bin ich am Hause des Doctor Hornung."

„So heißt ja mein Zeitungsmann auch," unterbrach Jakob.

„Ja Vater, das ist derselbe."

„Dann ist Alles gut; wo der ist, da ist Alles rechtschaffen," sagte Jakob. Magdalena aber preßte die Hände in einander und preßte sie aufs Herz, während Albrecht fortfuhr:

„Wie ich also an der Thür klingle, sagt das Dienstmädchen, der Herr Doctor sei nicht zu Haus. Ich will schon wieder gehen, da sagt eine Stimme: Sind

Sie der Herr Ketterer? Ich sag' ja; ich sehe nichts in dem dunkeln Hausflur, als eine schwarze Gestalt, aber ein helles Gesicht, wie wenn's lauter Licht wäre, und sie sagt: der Vater hat den Auftrag gegeben, daß Sie ihn erwarten sollen. Treten Sie hier ein. Sie öffnet die Thüre und wie da das Sonnenlicht eindringt, da wars ... ja, wer kann das sagen? Sie sieht mich an, ich seh sie an, und sie tastet an der Thür, als könnte sie die Klinke nicht finden, aber jetzt hat sie geöffnet und verschwindet hinter der Thür. Und wie ich sie nicht mehr seh, denk' ich, die hast du schon gesehen, oder hast du nur einmal von solch einem Wesen geträumt? Ja Mutter, Ihr habt recht, daß Ihr lächelt, damals als die Justizräthin so krank war, damals unter der Thüre ist mir Theodora begegnet. Es dauert aber keine Minut', da kommt sie wieder und sagt: ich habe heut schon Ihre Worte gelesen, da ist die Zeitung. Sie giebt mir das Blatt und ist wieder fort. Ich will lesen, aber ich kann nicht. Da klingelt's wieder. Ein Major tritt ein, unverkennbar ein Bruder des Doctors. Schnell kommt aus der andern Thüre das Mädchen und sagt: Das ist schön, Onkel Theodor, daß du kommst. Der Vater kann jede Minute da sein.

Der Offizier fragt mich, ob ich Soldat gewesen sei und woher ich die Decoration habe. Ich erzähle, wie's gekommen. Der Offizier entschuldigt sich, daß er nicht warten könne, und geht davon. Theodora giebt ihm das Geleite und kommt dann wieder zu mir. Sie erzählt, daß die gestrige Versammlung die erste gewesen sei, die der Vater seit dem Tode der Mutter besucht

habe, und er sei zum erstenmal wieder lebensmuthig heimgekommen. Sie fügt hinzu, daß der Vater wegen seiner Freisinnigkeit mit dem Großvater und den Geschwistern zerfallen sei, der Großvater sei nicht einmal beim Begräbnisse der Mutter gewesen. Haben Sie noch beide Eltern? fragt sie mich ..."

„Ich kenn' sie, ich kenn' sie ja," unterbrach Magdalena.

„Wartet noch, Mutter," sagte Albrecht und fuhr fort. „Sie fragt mich, ob ich die Narbe über dem linken Aug' im Krieg bekommen hätte. Ich erzähle die Geschichte mit dem Habicht. Sie nennt das heldenhaft, lacht aber aus Herzensgrund, wie ich ihr sage, daß ich gar nicht wie ein Held gejammert und geweint habe. Und während wir so reden, wie wenn wir von je her als Nachbarskinder mit einander gelebt hätten, kommt der Vater, der in einer Sitzung aufgehalten worden war. Er ladet mich ein, zu Tisch zu bleiben, was ich natürlich gern annehme. Theodora hat mir herausgeschöpft und eingeschenkt ..."

Albrecht wurde in seiner Erzählung unterbrochen, denn Lisbeth kam und sagte Jakob, es sei ein Extrazug signalisirt. Jakob eilte davon, aber noch im Fortgehen rief er: „Laßt es Euch gut schmecken! Erzähl du nur der Mutter weiter."

Achtunddreißigstes Kapitel.

Albrecht begann mit frischem Athem:

„Bei Tische sagt Herr Hornung, er wolle heut Abend das Concert in unserm Verein besuchen. Wir haben nämlich einen Gesangverein und dabei bin ich auch keiner von den letzten. Die Tochter hat mir angesehen, daß ich gern gefragt hätte, ob sie auch mitgeht, denn sie sagt: Vater! Ich weiß, die Mutter selber würde es nur recht finden, daß wir uns am Reinsten erheben, aber ich habe noch keinen Sinn dafür. Wenn ich in mir schon Aufmerksamkeit für gute Musik haben könnte, ich ginge und fragte nichts nach dem Gerede der Leute... Nicht wahr, Mutter, das ist eine freie feine Seele? Sie hat's noch weiter bewährt. Der Doctor fragt auch nach der Narbe und da sagt sie: Es wird dem Herrn Ketterer zuwider sein, das immer wieder zu erzählen. Erlauben Sie. Und sie erzählt die Geschichte mit dem Habicht, so herzig und so lustig, daß wir Alle lachen."

„Und du hast noch immer nicht gesagt, daß ich sie so gut kenne? Weiß sie denn meinen Namen nicht?"

„Ihr werdet schon hören, daß sie bloß den Namen Magdalena gekannt hat. Von da an bin ich jeden

Sonntag zu Tisch gewesen und die ganze Woche war mir nur wie ein Rüsten zum Sonntag, und einmal ist auch der Herr Justizrath da gewesen, und wie mich der so freundlich und vertraut begrüßt, da fragt der Doctor Hornung: Warum haben Sie denn nie gesagt, daß Sie mit unserm Freunde Heister bekannt sind? Ich hab das rechte Wort nicht sogleich finden können, da sagt Theodora:

Der Herr Ketterer hat durch niemand Anderen, als durch sich selber empfohlen sein wollen.

Könnt Euch denken, Mutter, wie mir da alle Flammen aus dem Gesicht schlagen. Und jetzt wird's auch offenbar, wie sie Euch kennt, Mutter, und Euch von Herzen lieb hat, und wir Beide sind auf Einmal drauf gekommen, daß wir uns vor Jahren wenige Tage vor dem Tod der Justizräthin unter der Hausthüre Heisters begegnet sind. Nach Tisch kommen viele Männer, die Theilhaber der Zeitung sind, die der Herr Doctor herausgiebt, sie halten Berathung im Nebenzimmer und wir Zwei waren allein. Sie erzählte mir von ihrer Familie. Seit dem Tod der Mutter schreibt Theodora dem Großvater viel und sie hofft, ihn noch mit dem Vater auszusöhnen, wenn er diesen Frühling aus Italien wiederkommt. Und der Großvater wird Sie, Herr Ketterer, auch lieb haben, sagt sie . . . Mutter! Auch! Wie sie das gesagt hat, was ich drauf vorgebracht habe und was sie wieder, das weiß ich nicht mehr, aber bald sind wir uns um den Hals gefallen und haben uns geküßt . . . ."

Magdalena wischte sich große Thränen ab, Jakob

trat ein und als Magdalena ihm halb weinend halb lachend erzählt hatte, fuhr Albrecht fort:

„Wir haben ausgemacht, daß wir jetzt dem Doctor noch nichts sagen, aber ich glaub, er hat's uns angesehen; aber weil wir schweigen, hat er auch nichts gesagt. Ich bin durch die Straßen gegangen und hab's gar nicht fassen können, daß da noch Menschen gehen, die ganz Anderes im Sinn haben, daß da noch andere Häuser sind als das, wo sie wohnt, und daß es noch eine Minute geben soll, wo wir nicht beisammen sind.

Am Montag Morgen da tanzt Alles mit mir herum: in meinem Herzen ist ein Hammerwerk, aber ich besinne mich und halte mich fest, und da sehe ich, wie ein Arbeiter vom Wellenrad gepackt wird, ich spring herzu, ich stell das Rad, aber ich krieg einen Stoß, daß sie mich todt davon tragen. Ich bin aber bald wieder zu mir gekommen.

Am dritten Tag kommt der Doctor zu mir und bringt mir einen Brief. Theodora schreibt mir: „Ich habe im Kriege Kranke pflegen gelernt, Vaterlandsgenossen und Fremde, und von dir sollte ich fern sein? Ich habe von meinem Vater verlangt, daß er unsere Verlobung anzeige, damit ich dich pflegen kann." So hat sie mir geschrieben und das war die beste Medicin: ich bin schnell wieder aufgekommen und gestern bei der Abreise war der Vater und Theodora auf dem Bahnhof."

„Hast du kein Bild von ihr?" fragte Jakob.

„Ja Vater! ich habe es heute erhalten mit einem

guten Briefe. Da ist's." Er zog es aus der Brusttasche und reichte es dar.

„Ich kenn sie ja," rief Magdalena, „sie ist viel mächtiger geworden, aber sie sieht noch so herzlieb aus. Die blauen Augen und die rothen Backen, die sieht man freilich da nicht, und ihre getreue Stimme hört man nicht. O du Seelenkind!"

Albrecht hatte erzählt und die Eltern saßen still, die Abenddämmerung brach herein, es ward Nacht und noch immer saßen die Drei still. Da hörte man Lisbeth vor dem Hause mit einem Fremden sprechen und jetzt rief die Stimme der Frau Süß: „Ich muß zu ihm. Ich bringe Glück."

Die Thüre ging auf und Frau Süß trat ein.

Neununddreißigstes Kapitel.

„Das große Loos! Das große Loos haben wir alle," rief Frau Süß. „Den Albrecht will ich und keinen andern, hat meine Viktoria gesagt, wie die Nachricht gekommen ist, und jetzt bin ich da und sage Glück und Segen und Amen."

Es war schwer, Frau Süß zum ordentlichen Erzählen zu bringen. Zuerst erfuhr man, daß sie Albrecht in der Stadt aufgesucht habe, und endlich kam's heraus: es ist nicht wahr, daß das Glück immer dumm ist, es ist manchmal auch ganz gescheit. Das Prioritätsloos hat den großen Preis gewonnen, und jetzt kann Albrecht eine eigene Fabrik anlegen und Victoria läßt ihm sagen, daß sie ihn mit offenen Armen erwarte.

„Ihr seid starr vor Glück?" rief Frau Süß, „wir waren's auch."

„Unser Albrecht ist krank," konnte Magdalena endlich sagen.

„Aber ein Wort hervorbringen kann er doch?" rief Frau Süß. „Kannst du nicht reden, Albrecht?"

„Ich kann, und ich sag von Herzen Dank, Euch und der Viktoria, aber es ist zu spät."

„Du wirst schon wieder gesund."

„Das wohl, aber ich werde nicht mehr ledig.“

„Was? Du weisest uns ab?“

„Das thue ich nicht. Ich bin nur nicht mehr mein eigen.“

„Darf man fragen, wem du gehörst?“

„Fragen darf man, aber ich kann's jetzt noch nicht sagen.“

„Aber wenn ich rede, was dann?“

„Ich kann's Euch nicht wehren.“

„Und ich lasse mir's nicht wehren. Ich weiß wohl, wer eine Strafe abgebüßt hat, dem darf man sie nicht mehr vorwerfen. Drum sag ich: Die Beiden da haben nicht im Zuchthaus gesessen. Siehst du? Deine Mutter ringt die Hände, dein Vater ballt die Faust, das haben sie auch im Zuchthaus gethan. Es hat dort nichts genutzt und nutzt auch hier nichts.“

„Frau Süß,“ rief Jakob zornglühend, „ich kann meine Hände auch aufmachen und . . .“

„Ja, erwürg' mich nur, dann hast du eben einen zweiten Mord auf deiner Seele.“

Jakob wollte auf sie los, aber Albrecht stand dazwischen und rief: „Vater! Ist das wahr? Seid Ihr . . .?“

„Ja. Aber wie es gekommen, das macht die Sache anders.“

Mit blassen Lippen sagte Albrecht: „Frau Süß, was Sie gethan und warum Sie es gethan, Sie werden es verantworten. Aber nun gehen Sie.“

Frau Süß ging davon und die Eltern saßen stumm. Das helle Mondlicht beleuchtete die Stube, Albrecht

wehrte mit beiden Händen gegen das Licht, als wolle er's abthun, daß man nichts sehe; er stand auf und legte seine beiden Arme an die Wand, stützte den Kopf drauf und ein Thränenstrom brach hervor, wie ein tief verhaltener Quell; die hohe schlanke Gestalt des jungen Mannes erbebte und zuckte hin und her, wie wenn eine äußere Gewalt an ihm risse.

Jakob legte dem Sohne die Hand auf die Schulter und sagte:

„Liebes Kind! Ich habe Schweres, Bitteres, Hartes erlebt, aber das, das ist doch das Aergste, dich so über deinen Vater weinen zu sehen."

Eine Sekunde war die Gestalt Albrechts ruhig, dann aber bebte sie wieder, wie von Fieberfrost geschüttelt, und Jakob fuhr fort:

„Wenn ich dir dein Leid abnehmen könnte, ich ginge gerne in den Tod; wenn es zu deinem Glück ist, wir wandern aus nach Amerika, oder zur Lena nach Ostindien. Nicht wahr, Mutter?" Mit jammervollem Blicke stimmte Magdalena bei und Jakob fuhr fort: „Nur bitte ich dich, kränke dir dein Herz nicht ab, das . . . das könnte ich nicht auch noch tragen."

Albrecht wendete sich um, der Mond schien voll in sein Antlitz und glänzte in der Thräne an seiner Wimper:

„Verzeihet mir, Vater. Ich will nicht mehr an mich denken und an nichts, was zu mir . . . ich will Euch helfen . . . Euch tragen helfen."

Seit Albrecht nicht mehr auf dem Arm getragen wurde, hatte ihn der Vater nie mehr geküßt, jetzt

schloß er ihn in die Arme und küßte ihm die Thränen von den Wangen.

„Ich habe deine Thränen getrunken, deine bittern Thränen, mein Kind! Ich hab das Bitterste genossen, was es auf der Welt giebt, die Thränen, die mein Sohn um mich geweint hat," rief Jakob. Er schwankte, Albrecht hielt ihn auf und sagte mit fester Stimme: „Nun ist's vorbei, Alles vorbei. Vater! Es mag geschehen sein was da will, so lang auf der ganzen Welt ein Kind Vater sagt, soll keines sein, das seinen Vater mehr liebt und hochschätzt als ich."

Jakob saß auf dem Stuhl. Magdalena sagte, Albrecht an der Hand fassend: „Komm Kind! Laß den Vater hier ruhig sitzen. Komm mit mir. Ich will dir erzählen."

„Ich will selber."

„Nein. Ich thu's."

„Ja Vater! Lasset mich mit der Mutter."

Sie gingen und als sie wiederkamen, sagte Albrecht: „Mutter! Jetzt bringet Licht und hell und frei und froh ist Alles."

„Kind," sagte Jakob, „du thust ja, wie wenn wir ein Freudenfest zu feiern hätten."

„Das haben wir auch, Vater," und mit flammendem Blick fuhr er fort: „Vater, ich weiß jetzt erst recht, was für ein Mann Ihr seid, ein Held. Ich bin stolz darauf, Euch Vater zu nennen."

Man saß geraume Weile still. Albrecht bat den Vater, daß er seine Pfeife anzünde, Jakob willfahrte und er und Magdalena erzählten offen Alles und als nach Mitternacht der Mond hinabging, war Ruhe und

Stille im Hause, als wäre der Friede hier nie aufgescheucht worden.

Am Morgen, als Albrecht erwachte, stand der Vater vor ihm und Albrecht sagte: „Vater, gebt mir Eure Hand drauf, Ihr machet Euch keine Vorwürfe mehr, nicht wegen Eurer und nicht wegen meiner. Ich sag Euch: unter Denen, die in Ehren prangen, haben Tausend und Abertausend ohne Buße Aergeres verschuldet, wie Ihr, oder sind nur durch Glückszufall davon abgehalten. Und wenn auch. Ein langes rechtschaffenes arbeitsames Leben kann nicht durch ein Einziges zerstört werden."

„Just dieselben Worte hat mir der Missionär auch gesagt," entgegnete Jakob; „aber jetzt von meinem Kinde ist's doch noch ganz anders und mehr."

Wie angerufen kam jetzt eben ein Brief von Lena aus Ostindien. Der Brief erhielt Trauriges und Erhebendes, denn es hieß darin:

„Ich bin Wittwe und ich komme heim mit meinem Kinde. Mein Mann ist den Leiden des hiesigen Klima's erlegen. Seine Seele erhielt sich groß und erhaben bis zum Eingang in das höhere Leben. Es wäre hier noch ein Arbeitsfeld für mich, aber er stimmte auf seinem Todtenbette mir bei, daß ich zu Euch gehe und Euch die Tage erhelle, auch durch mein Kind. Lieber Vater! Mein Mann hat noch in seiner Sterbestunde gesagt: sag deinem Vater, er ist rein und ich bete noch für ihn vor Gottes Thron . . . Und so komme ich zu Euch und will mit Euch leben und beten und arbeiten . . ."

Es hat sich schon oft erwiesen, daß da, wo ein Erdbeben stattgefunden, eine verborgene Heilquelle hervorsprudelte. So war es auch hier. Die Eltern und der Sohn gewahrten aus der Erschütterung heraus erst frei und ganz, welch eine Fülle von Liebe und gutem Denken zwischen ihnen waltete, und sie staunten einander oft an, wie wenn sie jetzt erst zu einander kämen und wüßten wer sie sind. Albrecht ging mit seinem Vater alle seine Wege und wenn er sprach und wenn er schwieg, immer war's gut, und wie er jetzt nur an den Vater dachte und seiner selbst vergaß, genas und gedieh er in fast wunderbarer Schnelligkeit.

An der Einsiedelei sagte Jakob:

„Schau, da sind meine Rosen, aber wenn ich an mein Elend gedacht habe und an Eures, da haben sie mir nicht mehr geduftet und waren nicht roth, sondern schwarz, schwarz. Deine Mutter hat mir immer geholfen, jetzt kann ich's bei dir ablegen. Es hat mir kein Mensch angesehen und ihr Kinder gewiß nicht, wie schwer ich getragen hab."

Albrecht legte die Hand auf die des Vaters, und das Auflegen dieser kräftigen guten Hand schien ihm wohlzuthun und er fuhr lächelnd fort:

„Schau, das hat mich am meisten geplagt: warum kann man in einer schlimmen Stunde so was auf sich laden und in einer guten Stunde es nicht wieder abthun? Ich habe nichts thun können, als mein Revier in Ordnung halten, die vielen Jahre lang, und wie der Krieg kommen ist, hab ich gedacht, jetzt kommt's, jetzt kannst du was thun, das alles Vergangene ab-

wischt und auslöscht, und was hab ich thun können? weiter nichts, als im Elsaß die Bahn sauber und sicher halten Tag und Nacht. Aber ich mein', das muß doch auch gelten."

„Gewiß, Vater!" mehr konnte Albrecht nicht hervorbringen, und es war genug.

Nachdem Albrecht einen langen Brief an die Schwester Lena geschrieben, der sie in London treffen sollte, den er aber den Eltern nicht zeigte, kehrte er in die Hauptstadt zurück. Er traf Theodora nicht, sie war mit ihrem Großvater, dem Staatsrath a. D. verreist.

Vierzigstes Kapitel.

Der Justizrath Heister saß am Morgen in der Laube des Gartens bei der Sommerfrische im Dorfe, das nur zwei Stationen vom Bahnhäuschen 374 entfernt war, in dem Jakob und Magdalena lebten.

Das Dorf, wohlgelegen und gegen Norden geschützt, am Fuße des bewaldeten Berges, wo der helle Bach rauschte, war zu einem sogenannten Luftkurorte erhoben worden; abgemüdete Männer und Frauen, meist aus der Hauptstadt, fanden hier Erholung und gute Pflege.

Die Waldwege mit mäßiger Steigung waren schattig, unter den breiten Tannen und an Aussichtspunkten waren Ruhebänke für die älteren Leute, die junge Welt machte größere Ausflüge. Noch gestern Abend war eine Schaar von Männern und Frauen ausgezogen, um auf dem mehrere Stunden entfernten Hochberge den Sonnenaufgang zu sehen.

Darum war's heute so still und leer bei der Sommerfrische.

Heister hatte sich, wie allmorgendlich, seine Zeitung am Bahnhofe geholt; jetzt an dem mit einer blauen Decke gezierten Tische sitzend,' schnitt er die Zeitung

auf, legte sie ungelesen neben sich und dazu Feuerzeug und die Cigarrentasche. Er schaute behaglich umher über die wogenden Kornfelder nach dem Walde uud nach dem hohen Berge, auf dem ein Wartthurm blinkte. Es ist kein Wölkchen am Himmel; ein echter und vollkommener Hochsommermorgen. Die jungen Leute dort oben hatten heute einen hellen Sonnenaufgang.

Der Staatsrath Hornung kam eben von seinem Morgenritte zurück und rief noch vom Pferde zu Heister:

„Emil, warte mit dem Frühstück nicht auf mich.“

Heister brockelte die Krumen den traulich herbeifliegenden Finken, die dafür um so lustiger von den Bäumen sangen, sie sind die letzten, deren Sang bald aufhören wird, nur die Wasseramsel am Bache zwitschert noch unaufhörlich aus den Weiden. Vom ersten Augenaufschlage an war der Tag für Heister eine Kette von dankbar empfangenen Gaben des Daseins; er hatte doch, wenn er in die Vergangenheit zurückdachte, viel verloren, da ihm seine Frau entrissen wurde, aber nun, da ihm die Gesundheit wieder gegeben war, empfing er das Dasein selber wie ein tägliches Geschenk.

Er hatte nach langer Verfremdung sich hier wieder mit dem Freunde zusammengefunden; die beiden Männer erkannten es als ein Glück, daß sie in alten Tagen noch einmal traulich mit einander leben sollten, und sie hüteten sich wohl, die Gegensätze und Widerstreitspunkte zu betonen, denn die verschiedenen Grundnaturen und die verschiedenen Lebenswege hatten sie viele Jahre von einander entfremdet und noch jetzt,

während Heister sich beglückt fühlte durch Errichtung und Erstarkung des deutschen Reiches, betrachtete der Staatsrath jede Rechtsbefugniß des Reiches als eine Minderung der Lebenskraft des Landes, dem er eine Zeit lang als Minister vorgestanden hatte und als dessen Gesandter er die Auflösung des Rumpf-Bundestages mit erleben mußte.

Die beiden Freunde vermieden sorgfältig jede dahin führende Erörterung, und geriethen sie doch in eine solche, so war Heister überaus mild, nicht nur, weil er der Befriedigte war, er fand auch eine Wahrung gegen einseitige Verstockung darin, nicht ständig mit Gleichgesinnten zu verkehren, sondern auch der noch bestehenden Gegensätze bewußt zu bleiben.

Heister nahm nun seine Zeitung zur Hand, in welche der Staatsrath nie schaute, denn es war diejenige, die sein Sohn, der Vater Theodora's herausgab. Er las ein Telegramm und legte plötzlich die feine knöcherne Hand zitternd auf das Blatt; in seinem Gesichte zuckte es schmerzlich. Er stand auf, setzte sich aber rasch wieder, schaute hinaus in die Landschaft und wischte sich die Augen ab.

Der Staatsrath kam, er war sorgsam gekleidet, er trug sogar beim Landaufenthalt beständig einen glänzenden Orden. Er kümmerte sich nichts darum, daß man offen darüber scherzte und geheim darüber spottete, ja er sagte geradezu: ich maskire mich nicht mit Bescheidenheit, ich will, daß mir jeder Begegnende ansehe, ich gehöre nicht zur Masse.

Das sagte auch sein stolzer Gang, mit dem er jetzt

daherkam; er trug den Kopf hoch und selbstbewußt. Im Ausdruck seines Gesichtes lag eine strenge Härte, während Heister Jegliches mit fast zärtlichem Blicke ansah.

Als die Cigarren angezündet waren, sagte Heister: „Nun kann ich dir's sagen, es hat mich tief erschüttert: da steht's! Fritz Reuter ist todt! Eine Seele, so stark und so fein, so voll heller Lust und von innigem Ernste, hat im Thüringer Lande am Fuße der Wartburg ausgehaucht."

„Ich kann die Schriften des Mannes nicht lesen, das Idiom macht mir Unbehagen."

„Es ging mir auch so, aber als ich das überwunden hatte, ging mir ein Quell von Innigkeit und Heiterkeit, von unverwüstlicher Menschenliebe, von Glauben an Güte und Treue auf, dergleichen ich nicht weiter kenne. Und ein Bestes ist noch, er hat mich bekehrt."

„Wozu? Wovon?"

„Zunächst von unserer Einbildung, daß wir Süddeutschen die allein seligmachende Gemüthlichkeit inne hätten. Da zeigt sich's, der Norddeutsche ist zurückhaltender, der Süddeutsche offener, und das erscheint als Gemüthlichkeit. Dieser Mecklenburger hat uns so unvergeßliche, goldhaltige Volksnaturen gegeben —"

„Volksnaturen!" fiel der Staatsrath unwillig ein, „Euer Grundirrthum ist eben, daß Ihr glaubt, das Volk sei Natur. Das Volk ist am wenigsten Natur, seine Leidenschaften sind nur ungemäßigter und roher —"

„Bitte, sage unschuldiger und offener."

Der Staatsrath nickte, fuhr aber dann in gleichem heftigem Ton fort:

„Wunderlich! Ich denke, Ihr Liberalen solltet doch selber jetzt von Eurer Volksverehrung bekehrt sein. Ihr seid ja jetzt die Befriedigten, aber das muß Euch doch klar geworden sein, die Masse, das sogenannte Volk, bringt nichts hervor; das bleibt Hebel und Werkzeug. Was Großes geschieht, geschieht nur durch große, gewaltige Menschen. Euer allgemeines Stimmrecht bringt nichts hervor; Neubelebendes entsteht nur aus der einzigen Stimme des Genius. Was Ihr Volk nennt, wird beherrscht, entweder von den lügnerischen Pfaffen des Jenseits oder von den lügnerischen Pfaffen des Diesseits, den Herren Sozialdemokraten."

„Und weder diese noch jene," erwiderte Heister mit ungewöhnlicher Heftigkeit, „werden die Grundnatur unseres Volkes verderben können, so wenig das die Gewalthaber der Reaction vermochten. Deß ist wieder Fritz Reuter ein Zeugniß. Alle Peinigungen —"

Plötzlich brach Heister ab, er sah, wohin das Gespräch gerathen war, er suchte abzulenken und begann mit sanfter Stimme:

„Ich wollte nur von Fritz Reuter —"

Der Staatsrath faßte seine Hand und sagte:

„Mein guter Emil! Mir fällt eben ein, es sind wohl dreißig Jahre, da haben wir in der Laube in deinem Garten ein ähnliches Thema besprochen. Erinnerst du dich?"

„Ja wohl, es war damals beim Verein für entlassene Sträflinge."

„Ja, und ich dürfte einen Accent auf meine damaligen Aeußerungen legen. Erstlich, daß ich dir schon

damals gesagt habe, die Eisenbahnen müssen dem Staate angehören, und dann habe ich dir schon damals gesagt: Mein Herz ist kein Spital, und ich will nichts von diesen Poeten, die uns die niederen Schichten aufschminken. Auch dein Fritz Reuter ist, nach Allem was ich höre, ein Schönfärber des neuen Götzen, genannt Volk."

„Wenn du unter Schönfärberei das verstehst, daß man trotz alles Wissens von der Rohheit und Dumpfheit doch aufzeigt, wie die sonnenhafte Psyche aus den niederen einfachen Charakteren aufleuchtet, dann war er auch ein Schönfärber. Es ist aber die echte Erkenntniß der Gleichheit aller Menschen, die höchsten Mächte überall zur Erscheinung und Wirkung zu bringen. Das ist unsere neue Andacht, unsere neue Religion. Und wie im plattdeutschen Dialekte homerische Schönheit gegeben ist, so steht auch fest, daß in jeglichem Gewande das Göttliche sich offenbaren kann."

Der Staatsrath sah bewegt in das Antlitz seines Freundes, dann wendete er sich und sah mit ironischem Lächeln hinaus ins Weite, er wollte offenbar den Freund nicht stören. Nach einer Weile sagte er:

„Heute habe ich erfahren, daß du Geheimnisse vor mir hast."

„Ich?"

„Ja du, du hast mir nicht gesagt, daß unser Pflegling von damals, der Postillion, der den fahrlässigen Todtschlag abgebüßt hatte, hier in der Nähe Bahnwärter ist. Ich bin ihm heute zufällig begegnet und habe ihn erkannt."

„Hast du ihn an sein Schicksal erinnert?"

„Natürlich.“

„Und eben das wollte ich vermeiden. Aber nun ist's auch gut. Ich weiß, du wirst jede Bitterniß abwenden, denn das sind bis auf das Eine, das vergessen werden muß und vergessen ist, wahrhaft glückliche Menschen.“

„Glückliche Menschen?“ lachte der Staatsrath, „es giebt keine glücklichen Menschen. Der Unwissende ist ein redendes Thier, und der Wissende sieht nichts als Chaos. Wer uns Beide so von außen sieht, wird sagen: was sind das für glückliche Menschen mit schönem Alter, mit Ehre und gutem Auskommen. Und was ist das Ganze? Unser Beruf ist jetzt Spazierengehen und Reiten, Essen und eine Partie Piquet nach Tische, und wenn wir die Summe ziehen, ist das Leben ein Elend; das mußt du, der Kinderlose, bekennen, wie ich, der siebenfache Großvater. Und daß wir vom Sterben wissen, nichts aber von einem jenseitigen Leben, das ist eine Grausamkeit Eures sogenannten Weltgeistes. Wie jetzt die dort, so werden Geschlechter auf Geschlechter an den Tischen sitzen und über Nichtigkeiten lachen, sich in Landpartien müd' machen, um gut schlafen zu können, und gut schlafen, um sich abzumüden; so werden sie sitzen und wandern und plaudern und liebeln und hassen, während wir in der Erde modern. So lang man jung ist und Leidenschaften hat, täuschen uns diese über die Leere, Oede und Nichtigkeit dieser von Göttlichkeit erfüllt sein sollenden Welt. Vogelsang und Ordensbänder, Frauenliebe und Wissenschaft, das Bewußtsein vollführter Arbeit, Alles ist eitel —“

„Mein lieber Freund!“ warf endlich Heister ein und bot dem Geheimrath, dem die Cigarre ausgegangen war, Feuer an, „warum heftest du deinen Blick immer auf die Schattenseite, und nicht auch dahin, wo das goldene Licht doch so reich ausgeströmt ist? Freilich ist viel Elend und Mühsal im Dasein, aber des Glückes und der Freude noch mehr. Wir sind nur für das Alltägliche nicht erkenntlich und heften unsre Gedanken an das Störende, Auffällige.

Ich verstehe allerdings die Mischung des Einzellebens nicht, aber die große Harmonie des Weltlebens wird mir immer klarer, und darin ist Sterbenmüssen kein Elend.“

Der Staatsrath schien das Gespräch nicht fortsetzen zu wollen, er sagte:

„Erlaube mir einen Einblick in Eure Zeitung,“ und kaum hatte er hineingesehen, als er froh ausrief: „Und das hast du natürlich nicht gelesen? Da steht's ja, mein Sohn Theodor ist Oberst geworden.“

Eine alte Frau, die in einem Handwagen geführt wurde, ließ sich zum Staatsrath heranrollen, sie hatte bereits auch die Zeitung gelesen und brachte mit großem Nachdruck ihren Glückwunsch dar.

„Was dem Vater versagt war, das wird nun dem Sohn,“ sagte die alte Dame lächelnd und reichte ihre feine, wohlgepflegte Hand dar, die der Staatsrath als allzeit verbindlicher Mann von vollendeten Formen ehrerbietig küßte.

Der Staatsrath und Heister hatten einander in die Sommerfrische bestellt; ungerufen — aber wie der

Staatsrath sagte hochwillkommen — hatte sich auch seine Jugendfreundin, die verwittwete Präsidentin von Kastelburg, eingefunden.

Sie erzählte nun Heister, wie gut der Staatsrath damals als er Assessor beim Gerichtshofe ihres Mannes gewesen, in der Uniform ausgesehen habe, als sie mit ihm in einem lebenden Bilde stand, und wie er schmerzlich beklagt habe, nicht Soldat geworden zu sein.

Die Dame war dem Staatsrath mit diesen wie mit anderen Erinnerungen und Betrachtungen lästig, aber er that, als ob er mit dem innigsten Interesse zuhöre, und sie war gewohnt, daß Alles, was sie sagte, aufmerksam beachtet wurde; sie fuhr daher, jedes Wort mit besonderer Huld ausstattend fort:

„Ja, ja, die jungen Leute schwärmen heute Natur. In unserer Zeit war man aber doch heiterer. Die heutige Jugend ist viel zu ernst, sie genießt das Leben mit finsterer Miene. Wir haben mit Wonne getanzt. Nicht wahr, Herr Staatsrath.“

Der Staatsrath mußte entzückt bestätigen, und die Präsidentin fuhr fort:

„Die heutige Jugend berühmt sich: ich tanze nicht gern und — tanzt doch. Wo ist da noch unbefangene Lebenslust? Das räsonnirt, das reflectirt. Sollte man's glauben: junge Mädchen in hellen Kleidern sitzen an Sommertagen in grüner Laube und sprechen von Religion und von Frauen- und Volkswohl, und unsere liebe Theodora, die doch sonst so entzückend und frisch, führt da das große Wort, und gestern, was geschah? Ich höre die kleine Lilly von Arven von Stoffwechsel

reden, ich denke, es ist von Kleiderstoffen die Rede. Aber denken Sie, das arme Kind hat vergangenen Winter einen Cyclus von Vorlesungen über Chemie gehört."

Der Staatsrath lachte laut und hörte dann lächelnd zu, wie Heister sich bemühte, die Anschauungen der alten Dame zu berichtigen. Der gute Heister, dachte er, glaubt noch immer an aufrichtiges Interesse und weiß nicht, daß die Menschen nur Unterhaltung machen und die Zeit verplaudern wollen. Heisters ernsthafte Vertheidigung der geschmähten Gegenwart wurde durch wohlgestimmten hellen Chorgesang von Männer- und Frauenstimmen unterbrochen.

Ein vierspänniger Bauernwagen kam langsam daher. Man ging von den Nachbartischen den Ankommenden entgegen, die vom Sonnenaufgange auf dem Hochberg zurückkehrten.

Als Theodora, hochgeröthet mit einem frischen Kranze auf dem Haupte und den Hut in der Hand haltend, abstieg, rief der Staatsrath:

„Kind! Onkel Theodor ist Oberst und Regiments-Commandeur geworden."

„Gratulire, lieber Großvater. Ich will nur mein Gewand etwas in Ordnung bringen. Ich komme gleich wieder."

Sie eilte in das große Haus.

Einundvierzigstes Kapitel.

Der Staatsrath hatte diesmal doch nicht die ganze Wahrheit gesagt, wenn er behauptete, daß ihm kein Glück mehr blühe, denn sonst ward er nicht müde, zu erklären, welch eine eigenartige, nicht voraus zu ahnende Wonne der Verkehr mit einer wohlgebildeten Enkeltochter, wie Theodora sei; und noch mehr als er aussprach, zeigte er's in seinem ganzen Behaben. Er war voll Ritterlichkeit und erwies, daß er stolz auf solch eine Enkelin war.

Nach dem Tode der Mutter Theodora's hatte doch eine Annäherung zwischen ihrem Vater und dem Großvater stattgefunden, und als erste Bestätigung war die Zustimmung gegeben, daß Theodora den Großvater auf seiner Reise nach Paris begleite. Darum traf sie Albrecht nicht mehr, und sie schrieb ihm nur einmal, mit der Bitte, ihr nicht zu antworten. Sie wollte natürlich den Großvater auf ihre Verbindung mit Albrecht vorbereiten, damit nicht neuer Zerfall eintrete.

Auch aus der Sommerfrische schrieb Theodora, wieder mit der Bitte, nicht zu antworten, denn sie sei seiner so sicher wie ihres eigenen, ihm zugehörigen Lebens — sie fühle das Glück, in der Landschaft zu sein, wo er

als Knabe gewandelt, und sie müsse tagtäglich das Verlangen niederkämpfen, seine Eltern aufzusuchen; sie wolle aber warten, bis sie des Großvaters ganz sicher sei, denn als Fremde vor die Eltern zu treten, erschiene ihr wie ein Frevel.

So hatte Theodora geschrieben; ihre sonstige Entschlossenheit schien einer unerklärbaren Zaghaftigkeit gewichen. Nun hatte heute ein Zufall sie gemahnt und ermuthigt, sie hatte heute die Schwester Albrechts kennen gelernt.

Es war ein eigenthümlicher Wonneblick, mit welchem der Großvater die nun wieder in den Garten tretende Enkelin betrachtete; die kräftige Gestalt mit den fast üppigen Formen erschien in dem hellgrauen Kleide wie eine sommerliche Blume von milder Farbe; ohne auffällig der Mode zu widersprechen, hatte sie sich doch nicht mit den bräuchlichen Abgeschmacktheiten überladen und besonders auf dem Kopfe war nichts von den gräulichen Wulsten; sie hatte freilich natürliches Haar genug, um es in zwei dicken Flechten am Hinterhaupte herabhängen zu lassen, und der ungewöhnlich mächtige, hochgewölbte Oberkopf erschien in seiner schönen Rundung. Die vollen Wangen waren sonnengebräunt, die Stirne aber schneeweiß. Aus den hellen Augen lachte nach überwundener Trauer wieder die Freude an der schönen Welt, und wer in diese Augen sah, dem ward die Welt neu schön, wie jetzt dem Großvater, der mit einer zierlichen Aufmerksamkeit bald dies, bald jenes der Enkelin darreichte und sie ermahnte, zuvörderst ruhig zu frühstücken, dann erst zu erzählen.

„Ja, Großvater," sagte sie endlich, „was kann man vom Sonnenaufgang erzählen? Ich konnte nicht bei den Anderen bleiben, die in diesen heiligen Minuten noch sprechen und ihr Entzücken ausrufen konnten; ich setzte mich allein an den Bergesrand, und es war mir als sehe ich, wie die Erde wieder neu wird, und als ich mich ausgeweint hatte, weil meine Mutter jetzt in dieser Erde ruht —"

Sie hielt inne, sie konnte vor Bewegung nicht weiter reden, aber sich fassend fuhr sie fort, indem ihr Auge flammte und die geschwellten rothen Lippen zitterten: „ja, der Vorsatz stieg in mir auf: nie mehr, nie soll wieder eine Kleinlichkeit mich beherrschen, all das Nichtige, Tagdienerische soll mir nichts mehr anhaben; da ist die Erde mit ihren Städten und Dörfern, mit ihren Millionen pochenden Herzen, ich will leben und arbeiten, daß ich es werth bin, da zu sein und —" sie lachte, indem sie schloß, „ich will werth sein, daß mich die Sonne bescheint."

„Du Sonnenkind!" sagte Heister leise vor sich hin, der Großvater rief aber in ungewöhnlich lärmendem Tone und mit schalkhafter Stimme:

„Schau, schau, greife in deinen Nacken, da hängt was." Unwillkürlich griff Theodora in den Nacken und der Großvater konnte vor Lachen kaum hervorbringen: „Ja Kind, der Schulzopf, der Zopf der examinirten Lehrerin hängt dir nach. Kind! Was füllen sich deine Augen gleich mit Thränen? Kannst du keine Neckerei vertragen? Habe ich dich gekränkt?"

Theodora preßte die Lippen zusammen, in ihren

Wimpern hingen Thränen. Plötzlich flog etwas wie ein rasches Licht über ihr Angesicht, sie faßte die Hand des Großvaters und sagte:

„Großvater! du mußt mit mir auf den Eichhof. Da haben wir eingekehrt und ein Bauernwesen getroffen, so voll, so in sich gesättigt, der Bauer und die Bäuerin kernfeste und treuherzige Menschen; die Leute werden dich von deinem Aberglauben gegen das Volk bekehren. Die Frau ist die Tochter eines Bahnwärters," bei diesem Worte zuckte es in den Mienen Theodora's, sie fuhr aber rasch fort:

„Der Bauer hält mit seinem Schwiegervater unsere Zeitung und hat auch sonst gute Bücher und ist dabei doch ein echter Bauer. Die Volksbildung ist größer und weiter gediehen als man meint."

„So?" wehrte der wieder in seinen Stolz zurückgekehrte Staatsrath. „Ich will nichts von Eurer Volksbildung, ich halte sie nicht für ein Glück, im Gegentheil, sie zerstört den festen Bestand. Das Volk muß wie die körnerfressenden Vögel Kieselsteine unter seiner Nahrung haben, feste Dogmen. Aber Kind! Das ist wieder kein Thema zwischen uns."

Ueber das helle Antlitz Theodora's zog eine Verdüsterung, aber wieder rasch gefaßt sagte sie: „Ich lasse dir keine Ruhe, bis du mit auf den Eichhof gehst."

„Gut, ich gehe noch heute Mittag mit dir, wenn du nicht zu müde bist —"

„O ich bin nicht müde —"

Am Nachmittag, es war ein wolkenbedeckter Tag, der die Sonnenhitze dämpfte, ritten Großvater und

Enkelin von der Sommerfrische ab. Alle Gäste schauten ihnen vergnügt nach und lobten, wie schön Theodora im dunkelblauen Kleide mit dem Männerhute und dem blauen Schleier zu Pferde saß. Die Präsidentin erzählte mit Behagen, wie sie vor Zeiten geradeso mit dem Staatsrath geritten sei.

Die offene Landstraße dahin ging's im Trab. Als man die bewaldete Bergesanhöhe hinanritt, wurde Schritt eingehalten.

Theodora hob sich im Sattel ein wenig empor und rief:

„O es ist doch herrlich! Da wanderten wir heute in der Frühe. Es ist doch ganz anders, so zu Pferde durch den schattigen Wald zu reiten."

„Ich hoffe, du heiratest nur einen Mann, der dir ein Reitpferd hält."

Theodora preßte den Knopf ihrer Reitpeitsche an die Lippen und schüttelte den Kopf.

„Wie? Hast du schon gewählt?" fragte der Großvater erstaunt.

Theodora nickte stumm und senkte die Augenlider.

Der Staatsrath wartete auf ein Weiteres, da aber Theodora stumm blieb und ihren Schleier vor das Gesicht legte, fragte er:

„Doch nicht den geschwätzigen Zeitungscorrespondenten deines Vaters, den wir in Paris trafen? Ich muß doch bitten, daß du —"

„Großvater! Er ist hier im Lande."

„Doch ein Mann von Familie?"

„Allerdings. Er hat Eltern und Geschwister und

wahrscheinlich auch Tanten und Onkel. Was Ihr Aristokraten Euch doch herausnehmt, die vornehme Sippe allein Familie zu nennen —"

„Kind! Komme mir nicht mit Euren Zeitungsphrasen. Sprich offen, wo, was ist er?"

„Wo? Das sage ich heute noch nicht, auch seinen Namen nicht. Nur so viel: Er ist Techniker."

„Schau, schau! Also das neueste Ideal? Vordem waren die Ideale Maler, Musiker, Husarenrittmeister und Schauspieler. Jetzt ist die Liebe auch praktisch. Also ein Techniker? Das schwärmt nun heutigen Tages von Tunneln und Viadukten. Sag nur, seit wann hast du entschieden? Wie konntest du so lange zurückhalten? Wie ist sein Name?"

„Großvater, ich bitte, frage nicht weiter. Es thut mir leid, dir nicht antworten zu dürfen. Du sollst bald Alles erfahren. Ich stelle dir einen deiner besten Freunde, der ihn von Kindheit an kennt und liebt. Aber ich spreche schon zu viel. Jetzt genug! Wir sind auf der Hochebene. Laß uns traben!"

Ohne weiter ein Wort zu reden trabten sie bis zum Eichhof.

Zweiundvierzigstes Kapitel.

Auf dem Eichhof hatte der Staatsrath seine Freude an dem gediegenen Hausstand, vor Allem aber an dem ehrenfesten Bauer, der dem vornehmen Herrn gegenüber ein aristokratisches Bewußtsein erkennen ließ, was aber dem Staatsrathe besonders wohlgefiel.

Der Bauer erzählte, daß heute wieder Elsässer da gewesen seien, um Hopfenstangen zu kaufen; sie hätten in den ersten Jahren nach dem Krieg mit uns getrutzt, jetzt aber kämen sie doch wieder.

In der Stube, die trotz des Sommers geheizt war, hingen zwei eingerahmte Diplome zum Ehrenpreis vom landwirthschaftlichen Verein für eine Kalbin und ein Fohlen.

„Die hat noch meine verstorbene Frau einrahmen lassen,“ erklärte der Bauer; „ich habe noch mehr, hänge sie aber nicht mehr auf.“

Rickele kam mit Speise und Trank.

„Bäuerin,“ sagte der Mann, „richte Alles draußen unter der Linde an, die Herrenleute sitzen gern im Freien.“

Man saß wohlgemuth beisammen, der Bauer ließ den Fremden reden und blieb karg in Worten. Auf

Befragen erklärte er nur, daß es sich nicht mehr austrage, Eichen stehen zu lassen, er erhalte das kleine Wäldchen unweit des Hauses nur zum Wahrzeichen. Als man von der reichlichen und bald beginnenden Weizenernte sprach, kam die landläufige Klage über Dienstbotenmangel. Und da er einmal im Klagen war, schmähte der Bauer auch die neuen Waldgesetze, wodurch man nicht mehr Herr über sein Eigenthum sei. Der Staatsrath vertheidigte das Gesetz, er konnte das sehr sachlich, es war ja sein letztes gewesen, das er vor das Abgeordnetenhaus gebracht hatte.

Durch den Feldweg herauf sah man eine Frau daherwandern.

„Da kommt meine Mutter,“ sagte die Bäuerin.

„Das ist Eure Mutter?“ fragte der Staatsrath, der durch das vorgehaltene Augenglas Magdalena erkannt hatte. Die Bäuerin bejahte, und er betrachtete den stolzen Bauer nachdenklich. Wußte der, wer seine Schwiegereltern waren?

Magdalena verschwand im Eichenwäldchen. Rickele sagte: „Ich gehe ihr entgegen,“ und „Ich gehe mit,“ rief Theodora, nahm ihr Reitkleid hoch auf und ehe der Großvater Einsprache erheben konnte, war sie den Berg hinabgerannt und verschwand ebenfalls unter den Eichen.

„Mutter!“ rief sie dort und umhalste Magdalena. Diese konnte kein Wort hervorbringen und Theodora wendete sich zu Rickele und sagte: „Ich bin die Braut deines Bruders.“

„So schön und groß sind Sie geworden?“ konnte

Magdalena endlich hervorbringen. „Ja, der Albrecht! Aber liebes herziges Fräulein, es sind noch böse Sachen zu überwinden.“

„Ich weiß, ich weiß.“

„Sie wissen?

„Wir überwinden Alles.“

Theodora erklärte rasch, daß der Großvater auch da sei und nun bald Alles offenbar werden müsse. Einstweilen müsse man noch fremd thun.

Magdalena wollte wieder umkehren, aber Theodora fand das unthunlich, und so gingen die drei Frauen nach der Linde.

„Guten Tag, Herr Staatsrath!“ sagte Magdalena.

Der Gegrüßte nickte und der Bauer fragte:

„Schwiegermutter! Ihr kennet den Herrn schon?“

„Ja wohl, von Alters her, aus der Stadt, vom Hause des Herrn Justizrath Heister.“

Dem Staatsrath war diese Begegnung unbehaglich, zumal der Bauer offenbar die Vergangenheit seiner Angehörigen nicht kannte. Er drängte zur Heimkehr, da es so dumpf und trübe wurde.

Bald saßen die Beiden wieder zu Pferde, der Bauer begleitete die Reiter noch eine Strecke, um ihnen zu zeigen, wie sie einen bessern Weg heimreiten könnten, dort über die Eisenbahn hinweg und dann eine kurze Strecke Feldweg bis auf die Landstraße.

Als der Bauer zurück kam, sagte Magdalena: „Ihr sollet es wissen, es wird Euch auch freuen, aber Ihr saget es vor der Hand nicht weiter, zu Niemand. Das Fräulein da ist so viel als Braut von unserm Albrecht.“

Groß war das Staunen des Bauern. Bald aber staunte auch Theodora noch ganz anders.

Am Ueberweg mußten die Reiter anhalten, denn eben sauste ein Bahnzug heran und Theodora mußte alle Kraft anwenden, um ihr Pferd im Zügel zu halten.

Die Rosenbäumchen am Bahnwärterhäuschen standen über und über in voller Blüthe, so daß jeder Baum nur ein einziger Strauß schien.

Der Bahnwärter, der die Reiterin starr betrachtet hatte, war ihrem Blicke gefolgt und wollte Rosen brechen, Theodora aber lehnte ab und sagte:

„Laßt die Rosen am Stock, dann habt Ihr und Alle die da vorüberfahren, noch lange ihre Freude dran.“

Der Zug sauste vorüber, Jakob öffnete den Schlag und grüßte kaum, der Staatsrath dankte verdrossen, Theodora aber nickte ihm nochmals freundlich zu.

„Großvater, hast du bemerkt, welche wunderbare Augen der Mann hat?“

„Ja. Wir wollen Schritt reiten. Das Gewitter scheint sich wieder zu verziehen. Ja, mein schwärmerisches Kind, da hast du deine Idylle, die gepriesene Rechtschaffenheit und Geradheit deines sogenannten Volkes. Dieser Bahnwärter ist der Vater der Eichbäuerin. Ich kenne ihn von lange.“

Der Staatsrath bemerkte nicht, wie rasch der Athem Theodora's ging, und er fuhr fort:

„Möglich, ja wahrscheinlich, daß der Bauer betrogen ist und nicht weiß, wer seine Schwiegereltern sind.“

„Wer sind sie denn?“

„Zuchthäusler, Sträflinge.“

Das Pferd Theodora's machte einen Seitensprung, so daß sie fast aus dem Sattel fiel. Der Staatsrath sprang ihr schnell bei und als er ihr wieder die Zügel in die Hand gab, sagte er: „Was ist? Deine Hand zittert und du bist so bleich?“

Mit Anspannung aller ihrer Kraft entgegnete Theodora: der Großvater solle ihr weiter berichten, und er fuhr fort:

„Die Frau hat entschuldbare kindliche Diebeshehlerei getrieben, anders der Mann. Ich war sein Untersuchungsrichter und habe ihn weich gekriegt. Ich hätte dir gern deinen Idealismus erhalten, aber da siehst du, es ist nicht eitel Griesgram und Aristokratismus, wenn wir uns von der Crapüle fernhalten. Das sollst du auch; du magst immerhin in der Ferne schwärmen, nur darfst du mit diesen Menschen nicht mehr verkehren. Du kennst diese Frau, sie hat, ich will das nicht leugnen, gute Eigenschaften, sie war Pflegerin der Justizräthin Heister in ihrer letzten Krankheit. Heister hatte immer Anlage zur Sentimentalität und seine Frau hat das Talent noch ausgebildet.“

Der Staatsrath hatte sich so in die Geschichte vertieft, daß er das ausbrechende Gewitter nicht gewahrte, das sich plötzlich in Donner und Blitz und bald in Hagelsturm entlud.

Der Großvater wollte Theodora zu lieb bei einem Bauernhofe am Wege absteigen und das Ende des Gewitters abwarten; aber Theodora betheuerte, daß

sie Donner und Blitz nicht schrecken, und in scharfem Trab kehrten die Beiden mit einbrechender Nacht nach der Sommerfrische zurück.

Hülfreiche Genossinnen beklagten auf Treppe und Flur die Triefende und wollten ihr beistehen, aber Theodora eilte allein auf ihr Zimmer, verschloß hinter sich und riß in Hast und Verzweiflung die nassen Kleider ab.

Draußen raste der Sturm fort, er riß die Zweige der Bäume hin und her, und als Theodora ans Fenster trat, sah sie die schlanke mächtige Pappel zusammenknicken und stürzen.

Dreiundvierzigstes Kapitel.

Der Hagelsturm, der die Pappel an der Sommerfrische knickte, entwurzelte auch einen Baum nicht weit von dem Bahnhäuschen.

Jakob war mitten im Sturm heimgeeilt, der Wind tobte und heulte durch die Bäume, als rufe ein Unnennbares um Hülfe.

Jakob hatte seinen sechsten Monturmantel fest angezogen, kein Unwetter ficht ihn an. Er war nicht weit von dem Kirschbaum, den er damals mit Magdalena gepflanzt, da raste ein neuer Sturm daher und entwurzelte den Baum.

Einen Augenblick war Jakob erschrocken, dann sagte er, sich die schweren Regentropfen aus dem Gesichte wischend: „Gilt nicht! Fall du um, ich lasse mich nicht umreißen.“ Ohne seinen Schritt zu beschleunigen, ging er ruhig seinem Hause zu. Magdalena war noch nicht da, er wartete geduldig und schickte Lisbeth zu Bette.

Das Unwetter war vorüber, der Mond schien hell als Magdalena kam. Sie setzte sich schwer ermüdet nieder und sagte:

„Der Sturm hat den schönen Kirschbaum nieder-

gerissen. So viel Jahre hat der Baum so viel Stürme ausgehalten. Ja es ist wie mit dem Menschen."

„Mutter, du willst mir was anderes sagen. Ich weiß Alles. Du hast sie oben beim Rickele getroffen und ich hab die Beiden auch gesehen. Jetzt Mutter, jetzt heißt's feststehen."

Die Beiden erzählten einander, was sie erlebt. Magdalena war voll Bangen, aber jetzt bewährte sich's, daß Jakob neuen festen Grund gewonnen; er sah Allem, was nun noch kommen mochte, mit gelassener Ruhe entgegen, und diese Ruhe ging endlich auch auf Magdalena über. Sie erklärte erst jetzt, wie auch der Eichbauer die feste Zuversicht habe, daß Alles noch zu Gutem ausgehen müsse. „Er ist uns ein großer Beistand," schloß Magdalena.

„Ist recht," entgegnete Jakob, „aber zuerst bin Ich mein Beistand."

Vierundvierzigstes Kapitel.

Theodora, die hoch zu Rosse durch Wald und Feld geritten war, lief jetzt entkleidet, barfuß, wie eine Wahnwitzige im Zimmer umher und stöhnte händeringend: „So tief! So tief! O Wahrhaftigkeit! Biederkeit! Treuherzigkeit! Du Welt! Womit habe ich das verschuldet? Verschuldet!“ Sie schaute um, wie sie das Wort aus ihrem eigenen Munde hörte. Sie stand am Fenster, daran der Hagel prasselte, und rief in das wilde Getön hinein: „Albrecht! Du wußtest und wagtest. O verzeih. Was hast du zu leiden, du Armer. Nein nicht du. Wir. Ich mit dir. O ein einziger Tag! Heute da die Sonne aufging . . .“

Im Gedanken an jene Stunde flammten ihre Wangen und ihr Körper fröstelte. Sie ward sich ihres verwahrlosten Zustandes inne und kleidete sich rasch wieder an. Der Gedanke stieg in ihr auf, daß der Großvater nur einen grausamen Scherz geübt habe, um sie von ihrer überschwänglichen Liebe zu den niederen Ständen zu bekehren. So schwach auch dieser Halt war, es trat doch eine flüchtige Beruhigung in ihr Antlitz, da sie jetzt Licht anzündete und das Zimmer wieder ordnete.

Der Hagel hatte aufgehört, nur noch leiser Regen rieselte nieder und in der Ferne vergrollte der Donner. Theodora öffnete das Fenster, eine erquickende kühle Luft drang ein und sie athmete auf, wie neu zum Leben erwacht.

Sie klingelte und ließ den Justizrath zu sich bitten, und noch bevor er kam, suchte sie sich mit dem Gedanken vertraut zu machen, daß der Großvater Wahrheit gesprochen, denn mit solchen Worten zu scherzen war doch kaum möglich.

Bald trat Heister ein und sagte: „Du hast mich rufen lassen.“

„Ja. Setzen Sie sich, mir versagt noch der Athem.“

„Dein Großvater ist auch sehr unwillig, weil er sich von dir verleiten ließ, statt in einem Bauernhaus am Wege unter zu stehen, durch das Hagelwetter zu reiten. Er läßt dir sagen, du sollest auch sofort zu Bette gehen. Was hast du? Warum kniest du nieder? Was ist das? Steh auf.“

„Nein. Lassen Sie mich so sprechen. Sie wissen, daß ich Albrecht liebte wie nur je . . .“

„Liebte? Und nun nicht mehr?“

„O doch, doch. Und wenn Alles . . . Lieber Freund! Der Großvater hat die Eltern Albrechts mit Worten bezeichnet, mit entsetzlichen . . .“

„Das habe ich mir gedacht.“

Er hielt inne und Theodora schaute zu ihm auf mit weit aufgerissenen Augen, mit offenem Munde und ihre Arme waren krampfhaft ausgestreckt: „Und es ist wahr?“ rief sie.

„Es ist wahr,“ bestätigte Heister. Er beugte sich hinab, um die, wie er glaubte, Niedersinkende aufzurichten, aber ohne ein Wort, ohne einen Laut war Theodora aufgestanden und Heister sagte:

„Gieb mir die Hand. Du möchtest fragen, warum ich Euch nicht früher von dem traurigen Geschick mitgetheilt?“

Theodora nickte mehrmals rasch mit dem Kopfe, und Thränen, die in ihren Wimpern hingen, fielen nieder auf die Hand des Freundes, der fortfuhr:

„Ich weiß zuversichtlich, daß Albrecht nichts von der Vergangenheit seiner Eltern wußte, wenigstens nicht bis zu seiner Krankheit.“

Theodora entwand ihre Hand der des Freundes und ging mit raschen Schritten durch die Stube, dann stand sie wieder vor Heister still, der mit eindringlichem Tone fortfuhr:

„Du bist so jung und doch ernst und einsichtig genug, um zu begreifen, daß der Mensch ein zweites, ein reines Leben gewinnen kann aus Verirrungen und Versuchungen heraus. Reue und Buße erneuen das Herz, so daß es feiner ist als das Herz der Unschuld. Wenn ein Mensch, ohne für seinen Fall mildernde Umstände zu plädiren, gradaus bekennt: ich that Unrecht — da beginnt eine Neuschaffung seiner Natur. Liebes Kind! Ich habe in vieler Menschen Seele gesehen, aber ich kenne keine die edler sind, als die Seele dieser, die in Strafhäusern gebüßt haben.“

„Ich werde zeigen, wie ich sie ehre,“ rief Theodora.

„Liebes Kind! Mach dir recht klar, es ist leicht gesagt, ich schätze hoch, die sich wieder aufgerichtet haben; aber im täglichen Verkehr sie voll erkennen lassen —"

„Das kann ich, das werde ich."

„Ich vertraue dir, und ich hoffe mitzuwirken, daß alle Widrigkeit besiegt wird. Doch jetzt schlaf ruhig und halte dich tapfer. Gute Nacht, Kind."

Theodora aber legte sich noch nicht nieder, sondern schrieb bis tief in die Nacht hinein an Albrecht und an ihren Vater, sie müßten kommen.

Fünfundvierzigstes Kapitel.

Der Morgen war hell und frisch, der Staatsrath verließ sein Zimmer nicht und Heister ließ sich bei ihm melden. Der Staatsrath schien kaum überrascht, wenigstens ließ er nichts davon merken, als er hörte, daß der Techniker Albrecht der Sohn Jakobs und Magdalena's sei. Er ließ seine Enkelin rufen, sie bekannte offen ihre Liebe und erging sich in innigen Worten über die herzgewinnende rechtschaffene Natur Albrechts.

„Und du glaubst in der That," sagte der Staatsrath, „du glaubst, daß er nichts gewußt hat von dem Leben seiner edeln Eltern? Es sei. Mag der junge Mensch unschuldig sein. Wie kannst du aber nur noch einen Augenblick an solche Familiengemeinschaft denken?"

„Großvater, es schmerzt mich tief, daß ein so hoher Geist wie du so unfrei —"

„Danke für das Süße und das Saure. Ich bin und bleibe kein Anhänger Eures Liberalismus, der alle Grenzsteine verrückt. Uebrigens störe ich Euch nicht mit meinem altväterischen Wesen. Ich werde diesen Ort verlassen, bevor dein Vater und der Erwählte kommt. Ich überlasse dich der Obhut unseres Freundes hier."

Der Staatsrath stand auf und mit blassen Lippen sagte er:

„Ich bitte die Braut des Herrn Ketterer, mich zu verlassen.“

Theodora wendete sich und als sie die Thüre öffnete, trat Albrecht ein. Mit einem Aufschrei umarmte ihn Theodora.

Der Großvater hatte mit unsicher tastender Hand die Thürklinke erfaßt, er öffnete, da trat ihm sein Sohn, der Vater Theodora's entgegen.

Theodora hatte sich von Albrecht losgerissen und wollte ihren Vater umarmen, aber dieser wehrte ab, indem er mit heiterer Stimme sagte:

„Hier bin ich zuerst Kind. Lieber Vater! Du siehst ja so schmerzlich, so erregt aus?“

„Sieh die dort,“ erwiderte der Staatsrath, „kann man da freudig und ruhig sein? Weißt du, wer der Mann da ist und seine Eltern?“

Doctor Hornung nickte bejahend und der Vater fuhr fort: „Und nun laß hören, was entscheidest du?“

Der Sohn legte begütigend die Hand auf die Schulter des Vaters, aber dieser rief:

„Du zögerst? Du hast nicht den Muth, nicht die Geradheit zu sagen: es gibt keine Verbindung zwischen meinem Hause und dem Sohn der Sträflinge?“

Albrecht stöhnte auf und der Doctor rief: „Vater! Wie magst du einen Unschuldigen so in's Gesicht hinein kränken! Das ist deiner nicht würdig.“

„Würdig? Soll ich von Euch lernen, was würdig ist? Von Euch, die Ihr alle Ehre, alle Scham mit Füßen tretet?“

„Lieber Vater! Es ist gewiß schmerzlich, von Eltern

zu stammen, die eine Schuld gebüßt haben, aber es ist auch schmerzlich, dabei sein zu müssen, wie der Vater eine Sündenschuld auf sich ladet."

„Wie? Wer? Mit wem sprichst du?"

„Mit meinem großdenkenden Vater, mit einem Manne, der zu edel ist, um eine Uebereilung nicht zu bereuen."

„Bereuen? Also ich? Ach ja. Du bist ja ein Mann der Römertugend. Du hast die Tugend gehabt, in deiner Zeitung gegen deinen Vater zu schreiben. So schreib morgen: Mein Vater ist ein beschränkter Kopf, er findet es nicht schön, daß ich meine Tochter dem Abkömmling von Zuchthäuslern gebe. Starre mich nur an, du starker Römer! Euer ganzes Getriebe macht das Chaos! Ich weiß. Ich weiß, was du entgegnen willst. Ich werfe keinen Stein auf den Mann, aber weil ich keinen Stein auf ihn werfe, darum gehört er doch nicht an meinen Tisch, an mein Herz, in meine Familie."

Er sank in den Stuhl. Als sich ihm Theodora nähern wollte, rief er: „Berühre mich nicht, fort von mir! Fort! Alle!"

„Nun ist's genug, verlaßt das Zimmer," sagte der Doctor zu Albrecht und Theodora. „Geht. Geht zur Schwester auf den Eichhof. Ich bleibe hier und Sie auch, Herr Justizrath."

Nach einer Weile kam Heister auf den Hausflur zu den beiden Liebenden und sagte, der Großvater sei wieder ruhig und wolle schlafen.

Still verließen Albrecht und Theodora die Sommerfrische.

Sechsundvierzigstes Kapitel.

Hand in Hand gingen Albrecht und Theodora den Feldweg dahin, dem Walde zu.

Dort am Rande des Waldes setzten sie sich nieder. Sie hatten auf dem Wege kein Wort gesprochen und auch jetzt noch schwiegen sie, nur manchmal drückte eines dem andern fester die Hand, wie wenn es sagen wollte: ich weiß, was du in der Seele sprichst.

Nun aber umfaßten sie sich und küßten einander die schweigenden brennenden Lippen und weinten.

„Und nun genug Trauer," faßte sich Theodora zuerst, „der herrliche Bibelspruch ging mir den ganzen Weg durch den Sinn. Sieh, dort überall arbeiten Sichel und Sense, und der Spruch ist unser: die mit Thränen säen, werden mit Freude ernten."

Theodora erzählte, daß sie gestern in dem Hagelsturm auf dem Wege war, und Albrecht berichtete, wie er den Brief erhalten und mit dem Vater gereist sei.

Bald aber war alles Leid vergessen und die Liebenden wanderten als wäre das Gestern, das Heute, die letzte Stunde in fabelhafter Vergangenheit, und aller Kummer war nur ein Traum.

„Mir blutet das Herz, daß du so viel Leid durch

mich auf dich nehmen mußt," sagte Albrecht aus gepreßter Brust.

„Wir bezahlen alle Trauer voraus," tröstete Theodora.

Die Mittagsglocke von der Sommerfrische läutete herauf. Jetzt gehen sie dort Alle geputzt zu Tische und wie viel haben sie heut' zu reden, und doch konnten sie nicht ahnen, wie die Beiden hier lebten.

Ein sanftes Säuseln zog durch die Wipfel der Tannen, keine Vogelstimme war laut. Im Wege lagen geknickte und entwurzelte Tannen, die Wandernden mußten oft Umwege machen.

Sie pflückten Erdbeeren und waren weltvergessen wie die Kinder. Albrecht fand die Stelle leicht, wo er einstmals als Knabe aus Schindeln sein kunstreiches Mühlwerk gebaut hatte. Er erzählte Theodora, wie er kaum sieben Jahre alt, keine Ruhe hatte, bis er zur Quelle des Baches hinaufkam; er wollte sehen, wie der Bach aus der Erde springt, und als er dort oben war, wo auf der Bergesspitze die Waldwiese ist, da habe er die Quelle vergessen und zum erstenmal gesehen, wie wunderbar da sich die Berge in einander schieben, wie weit das Thal und wie schön die Welt.

Sie kamen aus dem Wald, da war wieder der offene helle Tag und in der Ferne sah man den Eichhof. Sie schritten frohgemuth darauf zu.

Der große Hund erkannte den Bruder der Bäuerin und leckte ihm die Hand. Es war Niemand da, alle Hausbewohner waren draußen bei der Ernte. Die Thüre war leicht zu entriegeln; die Beiden saßen in der Stube und Theodora sagte: „Auch in solcher weltvergessenen

Einsamkeit wäre ich glücklich mit dir allein, du Einziger."

„Und ich nicht," entgegnete Albrecht, „ich muß mit vielen Menschen sein und auf Viele wirken."

„Das ist wahr, das ist besser."

Albrecht öffnete die Tischschublade, in der Brod lag, er schnitt ein Stück ab, da hörte er eine Kuh im Stalle schreien; in lustigem Tone sagte er:

„Die Kuh ruft, ich soll dir einen Topf Milch melken."

Er ging nach dem Stall, da begegnete ihm die Schwester, die eben heimgekehrt war. Sie wurde schnell unterrichtet und Albrecht fragte, wo denn der Bauer sei; der war mit dem Förster in den Wald gegangen, wo ihm der Hagelsturm mehrere Hundert Stämme umgerissen hatte, aber glücklicherweise fast lauter schlagbare.

Rickele erzählte, daß ein Brief angekommen sei, Lena werde heute aus Ostindien eintreffen.

Siebenundvierzigstes Kapitel.

In der Sommerfrische saß wie gewöhnlich die Präsidentin von Kastelburg am obern Ende des Tisches, der Platz des Staatsraths und Theodora's blieb unbesetzt. Die Präsidentin hatte sich's verbeten, daß von dem großen Ereignisse des Tages weiter gesprochen werde. Das war freilich hart, denn was konnte sonst von Interesse sein? Aber die Präsidentin war empört, wie man theils schadenfroh, theils mitleidig sich darüber ausließ, daß Theodora den Sohn eines Sträflings liebte, und man erging sich noch in allerlei Fabeln von Raub und Mord, die der Vater verübt hätte.

Sobald die Tafel zu Ende war, ließ sich die Präsidentin beim Staatsrath melden. Doctor Hornung, der eben bei seinem Vater war, ging auf den Hausflur, um die Besuchende abzuhalten, sie aber rief laut: „Mich empfängt Ihr Herr Vater, wenn er wach ist.“

Der Staatsrath öffnete die Thür und sagte höflich: „Sehr erfreut,“ und zu dem Sohne gewendet, fuhr er fort: „Laß mich mit der Frau Präsidentin allein.“

Der Doctor ging, und die Präsidentin begann lächelnd: „Im Leben des schönen Otto hören doch die Abenteuer nicht auf.“

Der alte Herr dankte verbindlich und die Präsidentin fuhr fort:

„Du erlebst nun Abenteuer an Kindern und Kindeskindern.“

„Ich bitte, nicht du zu sagen, wir können doch belauscht werden.“

Mit gedämpfter Stimme fuhr die Präsidentin fort: „Ich kann bei dem was ich zu sagen habe nicht anders, aber ich will leise sprechen.“

„Und was bringt mir meine verehrte Freundin?“

„Vor Allem bedenke, was du zerstören kannst. Du darfst stolz auf diese Enkelin sein, sie vereinigt Muth und Anmuth, sie ist weich und tapfer, in ihrer Natur ist Erz und Blume gemischt.“

Die Redende sah lächelnd auf und erwartete ein Lob; dem Staatsrath aber schien es peinlich, den Ruhm seiner Enkelin zu hören. Dennoch sagte er im verbindlichsten Tone:

„Es freut mich, meine Enkelin so erkannt zu sehen. Aber verehrte Freundin, ich gestatte Niemand außer Ihnen ein Recht, in das drein zu reden, was ich jetzt zu thun und zu lassen habe.“

„Schön! Sehr schön! Aber ich bitte dich zu bedenken, daß Egoismus und Liebe dir dein Verfahren bestimmen müssen.“

Der Staatsrath stutzte. Die Frau hat es darauf abgesehen, Gegensätze zu vereinen. Die Präsidentin aber erklärte:

„Du zerstörst durch deinen Widerspruch dir ein Glück, da du dir die Freude an deiner Enkelin aus

der Seele reißest, und du zerstörst ihr das volle Glück, da sie stets deines Widerspruches gedenken muß. Kannst du das leugnen? Giebt es irgend etwas, in dem du noch Ersatz finden kannst für die Liebe dieser Enkelin?"

„Nein," entgegnete der Staatsrath, „aber ich kann mich nicht in diese Sphäre begeben. Kennen Sie die Geschichte dieses Mannes?"

„Vollkommen! Ich habe mir die Geschichte dieses Bahnwärters von deinem Freunde Heister erzählen lassen. Also der dumme Junge mit den Pfeilen hat da auch sein Spiel gehabt? Nun haftet seinem Vergehen nichts Gemeines mehr an. Und dann, sieh höher hinauf. Ihr findet es erhaben, wenn ein Gott eine reuige Sünderin aus den Flammen in den Himmel hebt. Ist es nicht schöner und größer, daß die Erlösung sich auf Erden vollziehe in reuigen Thaten? Und die vor Schuld bewahrt sind, verdanken es nicht immer ihrer Tugend."

„Das sagen Sie?"

„Ja. Erinnere dich einer wunderlichen Geschichte, sie ist fast ein Märchen. Der schöne, geistreiche und liebenswürdige Assessor liebte die Frau seines Gerichtsdirectors und sie ließ sich die Huldigungen gefallen, sie hatte auch ein junges heißes Herz. Und eines Abends, die Beiden waren allein, wagte der junge Mann ein stürmisches Geständniß und die junge Frau hatte den Muth zu sagen: Den Tag, an dem ich meiner Liebe zu dir nachgebe, den überlebe ich nicht; du darfst nicht fortgesetzt heucheln und ich nicht... Und da standen sie beisammen und weinten und waren doch sonst so lustige Menschen. Du hast mich nachmals zu deiner

Wahlschwester ernannt, und als du mir deine herrliche junge Frau zuführtest, danktest du mir, daß du einer solchen würdig geblieben."

Der Staatsrath sah zu Boden, er hatte sich in dieser Freundin doch geirrt, sie gefiel sich nicht in gesprächsamen Tändeleien, sie hatte sich mit dem Fortschritt der Jahre immer mehr veredelt.

Die Präsidentin mochte ahnen, was in dem Jugendfreunde vorging, ein wunderbares Lächeln ging über ihr Antlitz und verschönte dasselbe, indem sie wieder das Wort nahm:

„Dieser einfältige Knecht hat den Mann seiner Geliebten, sei es fahrlässig, sei es mit Vorbedacht, getödtet. Das ist Verbrechen, ist roh. Dafür haben Eure Gesetzbücher Strafen. Aber es ist kein Verbrechen und es ist fein, mit dem Gatten der Geliebten spazieren fahren, reiten, jagen, Whist spielen und schöne Dramen mit vertheilten Rollen lesen und dabei —"

„Bitte, liebe Freundin, ich bin angegriffen —"

„Gut. Ich habe Alles gesagt. Ich weiß, du wirst deine Hochsinnigkeit bewähren. Vergeude nicht in deinen Jahren die Liebe zu deiner Enkelin. Und nun leb' wohl!"

Sie ging, auf ihren Stab gestützt, davon. Man hörte noch durch den langen Flur, wie sie mit dem Stocke aufstieß.

Achtundvierzigstes Kapitel.

Im Bahnhäuschen war man eben von Tisch aufgestanden, Jakob steckte sich seine Pfeife an, Lisbeth trug das Geschirr weg. Sie kam aber bald wieder und rief: „Mutter! Vater! Die Lena kommt mit ihrem Kind.“

Magdalena eilte laut schreiend den Ankömmlingen entgegen und Jakob ging rauchend Schritt vor Schritt. Man muß männliche Haltung bewahren, nur nicht weibermäßig sich auslassen — sprach er in sich hinein; aber er mußte sich doch gewaltsam aufrecht erhalten, er spürte es in den Knieen, wie ihn die Nachricht gepackt hatte.

„Ist gut, daß wieder ein klein Kind im Haus, und wir haben Platz,“ sagte er zu Lena, die ihn umarmte. „Ich will dein Kind tragen, ich bin froh, daß wieder eins da ist, das man noch auf den Arm nehmen kann.“ Er nahm das vierjährige Kind auf den Arm und trug es, und that was Großes, er that dem Kinde zu lieb die gut brennende Pfeife weg.

In der Stube weinten die Frauen miteinander. Jakob setzte sich auf die Hausbank und zündete die unterbrochene Pfeife frisch an. Es war ihm heute

aber keine Ruhe gegönnt, denn Heister kam und erzählte die Vorgänge auf der Sommerfrische.

Er war hoch erfreut, Lena, die Wittwe des Missionärs, zu bewillkommen und fragte sie, ob sie und ihr Kind mit den Eltern zu ihm ziehen wolle. Sie verstand ihn nicht, und er mußte ihr erklären, daß er ein Gut in der Nähe gekauft, und daß Jakob und Magdalena es ihm bewirthschaften und ihn pflegen wollten. Auch Lena bejahte, und es gab sogar Lachen, da Magdalena sagte: „Unsere brave Kuh nehmen wir auch mit, die verdient's, einmal wieder Kameradschaft zu bekommen."

Jenseits der Bahn bestieg Heister sein Fuhrwerk und fuhr nach der Sommerfrische zurück.

Der heiße Mittag lag auf der Landschaft, Jakob stand am Ueberweg bei seinen Rosen und freute sich, daß der Sturm ihnen nichts angethan, ja alle Knospen waren aufgebrochen. Da kam Doctor Hornung und reichte Jakob die Hand, und Jakob sagte:

„Diese Hand hat mir viel Gutes gethan, ich mein' geschrieben, seit Jahren, tagtäglich."

So Vieles auch Hornung auf der Seele hatte, diese Ansprache ließ ihn einen Augenblick Alles vergessen, und er schaute verwundert in das Antlitz Jakobs und in seine seltsam glänzenden Augen. Er berichtete, daß er auf dem Wege sei, Albrecht und Theodora vom Eichhof abzuholen, er werde bald mit ihnen in das Bahnhäuschen kommen.

Neunundvierzigstes Kapitel.

Der Abend brach herein, noch nie waren so viele Menschen im Bahnhäuschen zusammen gewesen. Doctor Hornung kam und mit ihm Theodora und Albrecht, der Eichbauer und Rickele. Zunächst schien es, als ob Alle nur da wären, um Lena und ihr Kind zu bewillkommen. Niemand sprach von der Verlobungsfeier, und man hörte sogar ruhig dem Eichbauer zu, der erzählte, daß ihm der Sturm mehrere Hundert Bäume in seinem Walde niedergerissen habe, aber glücklicherweise fast nur schlagbare.

Da ging die Thüre auf und die Präsidentin, der Staatsrath und Heister traten ein.

Niemand schien das erste Wort finden zu können, da begann derjenige, von dem man's am wenigsten erwarten durfte. Der Eichbauer trat auf den Staatsrath zu und sagte:

„Herr Staatsrath! Sie sind ein vornehmer Herr, aber wir haben auch unsere Ehre, so gut wie Jeder; und was auch gewesen sein mag, ein Ehrenmann ist mein Schwiegervater, ein rechtschaffener."

„Komm her, Jakob, gieb mir deine Hand," ent-

gegnete der Staatsrath: „Du bist ein braver Mann und ich sage Ja.“

Ein Wonneschauer durchrieselte alle Angehörigen. Der Staatsrath konnte sich kaum aufrecht erhalten vor all der Liebe, die ihn umdrängte. Jakob führte ihn in den Lehnsessel und Magdalena zündete die beiden Wachskerzen an, die seit dreißig Jahren ungebraucht in den Glasleuchtern auf der Commode standen; sie beleuchteten glückliche Gesichter, alte und junge.

Inmitten des Jubels vergaß Jakob seinen Posten nicht, er hatte den Ueberweg zu schließen. Er war zum Nachtzuge hinausgegangen; als er wieder kam, trug er einen Arm voll Rosen und warf sie Theodora in den Schoos. Dann begleitete er mit den Seinen die neuen Verwandten und Freunde zum Fuhrwerk, das jenseits der Bahn wartete. Auch Albrecht sollte mit davon fahren.

Auf dem Wege sagte Jakob:

„Herr Oberamtsrichter, will sagen Herr Staatsrath! Ich möchte noch was sagen, was Gutes.“

„So sprich.“

„Ich kann's nur Ihnen allein, die Anderen brauchen nichts davon zu wissen.“

Der Staatsrath ging mit ihm allein und Jakob sagte:

„Herr Staatsrath! Ich verzeih' Ihnen — wie mir unser Herrgott verzeihen soll und, wie ich glaube, auch verziehen hat, — daß Sie mir das damals haben anthun lassen.“

Da der Staatsrath schwieg, fuhr er fort: „Nun habe ich nichts mehr auf der Seele.“

Der Staatsrath hielt die Hand Jakobs, bis er in den Wagen stieg. —

Jakob saß auf der Hausbank und blies den Fortziehenden die lustigsten Stücklein nach, und er blies noch lange, als sie ihn nicht mehr hören konnten.

Fünfzigstes Kapitel.

Jakob und Magdalena leben auf dem Gute Heisters, Lisbeth, der Nestling, hat den ehemaligen Hülfswärter geheirathet, der nun wohlbestellter Bahnwärter im Häuschen Numero 374 ist . . .

Es war an einem Julitage des Jahres, das wir jetzt schreiben, da kamen Jakob und Magdalena auf dem Zuge von der Hauptstadt; sie waren festlich geschmückt und schauten heiter drein, zumal Jakob war hochgerötheten Antlitzes und seine Augen flimmerten.

Die Großeltern kamen von der Taufe des Erstgeborenen Albrechts.

„Schade, daß der Staatsrath so schnell hat davon müssen,“ sagte Jakob, „ich hätt's ihm gegunnt, das Urenkele zu erleben; er ist ein stolzer Mann gewesen, aber kein unrechter. Schaffner! Meine Frau hat die Fahrkarten, sie ist Meister. Ich bin auch bei der Bahn angestellt gewesen. Wo hält man an zu einem Schoppen? Ich hab' so Durst!“

Magdalena mußte alle ihre Beredsamkeit und Freundlichkeit aufwenden, um Jakob zu beruhigen. Sie näherten sich dem Bahnhäuschen Numero 374, am Ueberwege

stand der Schwiegersohn stramm und Jakob sagte zu seiner Frau:

„Das ist meine Ablösung.“

Sie sausten an ihrem alten Heim vorüber und Jakob sagte wieder:

„Ja, ja, wenn's nicht wahr wäre, man sollt's kaum glauben, was Alles da aus dem Nest aufgeflogen ist. Ich wäre nur noch gern da geblieben, bis ich wenigstens den siebenten Monturmantel gefaßt hätte. Ich glaub', ich hätt's bis zum zehnten gebracht.“

Magdalena sah ihn feuchten Auges an und er fuhr lustig fort:

„Was meinst, was ein Bahnwart drüben in der andern Welt zu thun kriegt? Warum weinst?“

„Ich hab' mir eben gewünscht, daß wenn wir sterben müssen, wir beide mit einander sterben. Du sollst nicht allein bleiben, und ich auch nicht.“

„Hoho! Sterben! Da halten wir noch lang nicht. Im Elsaß drüben hat's mein guter Kamerad, der Valentin aus Bingen, im Sprichwort gehabt: Mit dem Sterben wollen wir warten bis zuletzt.“

Vor dreißig Jahren
konnten deine Geschichten vor Langweil
bewahren! –
Nach dreißig Jahren
hättest du können dem Schreiben
entsagen! –

[illegible]